

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20 Mk
Einzelne Nummern 300rs. Inserate nach Uebereinkunft.

Nr. 11

São Paulo, 8. September 1911

VII. Jahrg.

Das Projekt Frederico Borges.

Es ist bekannt, daß in der Bundeshauptstadt sehr viele Unglücksfälle vorkommen, welche von Chauffeuren und Bondführern verursacht werden, wenn sie mit rasender Geschwindigkeit durch die belebten Straßen sausen. Täglich sind solche Fälle zu vermehren und trotz aller Reklamationen nehmen dieselben eher zu als ab. Das kommt wohl daher, daß die Zahl der Automobile in den letzten Monaten außerordentlich zugenommen hat. Nicht nur die Kraftfahrzeuge für den Privatgebrauch mehren sich immer mehr, sondern auch die Mietswagen, sowie auch die Lastautomobile. Die Folge davon ist nicht nur ein bedeutend vermehrter Verkehr in den Hauptstraßen, sondern auch ein großer Mangel an tüchtigem und zuverlässigem Personal. Man verlangt ja wohl von den Chauffeuren im allgemeinen einen Befähigungsnachweis, kann es aber bei dem Mangel an geeignetem Personal nicht so genau nehmen, und die Folgen sind dann die vielen Unglücksfälle.

Das hat nun den Deputierten Frederico Borges veranlaßt, ein Projekt auszuarbeiten, in welchem er die Gesetzgebung in Bezug auf die Führer irgendwelcher Fahrzeuge, die einen Unglücksfall verursachen, verschärft, und vor allem auch bestimmt, daß es nicht mehr gestattet sein soll, die wegen eines solchen Unfalles Verhafteten gegen Kautions vorläufig freizulassen. Das Projekt hat in den interessierten Kreisen große Erregung hervorgerufen und man drohte sogar mit einem Generalstreik, falls das Projekt angenommen werden sollte. Die Bondführer der Light and Power haben aber noch andere Gründe zur Unzufriedenheit, denn sie beabsichtigten schon vor einigen Tagen in Ausstand zu treten, obwohl das Projekt Borges noch in erster Lesung stand. Soviel man weiß, haben die Angestellten der Light keinen triftigen Grund zum Streik. Die Amerikaner zahlen gut und pünktlich, behandeln ihre Leute im allgemeinen gut und gerecht. Infolgedessen ist es den Anführern auch nicht gelungen, den Streik zum Ausbruch zu bringen. Sie versuchten Versammlungen abzuhalten, um über den geplanten Streik zu beraten, wurden jedoch von der Polizei verhindert und mehrere der Anführer wurden verhaftet. Ihre Forderungen sind zum größten Teile nicht berechtigt. Außer Gehaltserhöhung wollen sie zum Beispiel auch eine Bestimmung aufgehoben wissen, welche sie verpflichtet, sich bei den Verletzten oder sonstwie Beschädigten persönlich zu entschuldigen, falls ihre Schuld nachgewiesen ist. Diese Bestimmung ist ja für den betroffe-

nen Beamten sicherlich nicht angenehm, aber man wird zugeben müssen, daß dieselbe sehr zweckmäßig ist und auf die Betroffenen sicher einen nicht zu unterschätzenden erzieherischen Einfluß ausüben wird.

Um aber auf das Projekt Borges zurückzukommen, ist zu bemerken, daß dasselbe augenscheinlich auf großen Widerstand stoßen wird, nicht nur seitens der interessierten Auto- und Rosselenker, sondern auch im Kongreß. Das hat seine Gründe. Vor allem muß man bedenken, daß die Zahl der Chauffeure, Kutscher usw. sehr groß ist. Die Wahlen stehen vor der Tür und wenn die Deputierten jetzt für ein solches Gesetz stimmen, so werden sie, besonders die in städtischen Wahlkreisen, die ganze Zunft gegen sich haben. Es kann uns deshalb nicht weiter wundern, daß der Deputierte Nicanor Nascimento, welcher erst vor kurzem zum Deputierten für den Bundesdistrikt gewählt worden ist, sich entschieden gegen das Projekt ausspricht. Nicht mit Unrecht sagt er, daß es unmöglich sei, einen Chauffeur, der das Unglück gehabt hat, jemanden zu überfahren, einfach, ohne Berechtigung Kautions zu stellen, einzusperrn, während man bei einer Reihe von wirklichen Verbrechen die Kautions zulasse. So sei es zum Beispiel Individuen, welche jemanden im Streite verletzten, sogar denjenigen, welche jemanden hinterrücks überfallen haben, gestattet, eine Kautions von 300 Milreis zu stellen, um auf freiem Fuße bleiben zu können. Er halte auch die von der Justizkommission beantragte Abänderung für unannehmbar, welche bestimmt, daß die verhafteten Chauffeure gegen eine Kautions von wenigstens 1 Conto und 500 Mil und höchstens 4 Contos auf freiem Fuße belassen werden können. Die Kautions sei viel zu hoch bemessen, da die Chauffeure alle arme Leute seien, welche niemals instande sein würden, diese hohe Kautions zu stellen. Auch andere Deputierte sprachen gegen die allzu strenge Fassung des geplanten Gesetzes. Wie es scheint, wird Herr Borges, der seine Mitmenschen vor der Ungeschicklichkeit und dem Leichtsinne gewisser Individuen schützen wollte, seinen Zweck nicht, oder doch nur sehr unvollkommen erreichen. Ueberhaupt wird in diesem Falle bei uns das Gesetz so wenig nützen wie so viele andere, welche erst mit einem großen Aufwand von Intelligenz und Zungenfertigkeit ausgearbeitet und diskutiert werden, dann aber ruhig beiseite gelegt werden und bald in Vergessenheit geraten.

Die Verhütung von Unglücksfällen durch Fahrzeuge aller Art liegt ausschließlich bei der Polizei. Ist diese schlecht, wie dies in der Bundeshauptstadt unzweifelhaft der Fall ist, so ist auch bei streng-

ster Gesetzgebung nichts zu machen. Man sollte sich in Rio die Polizei von S. Paulo zum Vorbild nehmen. Dieselbe ist ausgezeichnet organisiert und auch die Ueberwachung der Fuhrwerke wird in einer so geschickten Weise durchgeführt, daß die Polizei als mustergültig bezeichnet werden kann. Dort stehen an allen Punkten mit lebhaftem Wagenverkehr, besonders an allen Ecken und Kreuzungspunkten, eigens Polizisten, welche den Verkehr ständig überwachen und die Fuhrwerke durch bestimmte Zeichen anweisen, wie sie zu fahren oder wann sie zu halten haben. Der sehr lebhafte Verkehr geht deshalb in S. Paulo stets glatt und ohne Aufenthalt vonstatten. Man sieht allenthalben, daß da Ordnung in dem Betrieb ist und jedermann fügt sich willig den Anordnungen der Polizisten. In Rio beschränkt sich die Fuhrwerkpolizei darauf, die Chauffeure und sonstigen Fuhrleute zur Anzeige zu bringen, wenn sie etwa zu schnell fahren oder sonst gegen die Verkehrsverordnungen verstoßen. In S. Paulo erinnert der Polizist den Kutscher daran, langsam zu fahren, ohne ihn gleich zur Anzeige zu bringen. Dabei werden die Polizeisoldaten stets von ihren Offizieren kontrolliert, so daß die Beaufsichtigung eine ununterbrochene und gewissenhafte ist. Aber es fehlt in Rio nicht nur an einer zweckmäßigen Kontrolle durch die Polizei, sondern die bestehenden Bestimmungen werden auch gar nicht eingehalten. Die meisten Chauffeure gehen straflos aus, wenn ihre Schuld auch noch so klar erwiesen ist. Es genügt, daß der Kutscher oder Chauffeur Angestellter irgend eines hohen Herrn ist, um ihm für alle Fälle Straffreiheit zu sichern. Es ist bekannt, daß gerade die Automobile mehrerer Minister und anderer höheren Beamten schon sehr oft großes Unheil angerichtet haben ohne daß auch nur das geringste geschehen wäre. Welcher Polizeibeamte würde es beispielsweise übernehmen, den Chauffeur des allgewaltigen Pinheiro Machado zur Rechenschaft zu ziehen, wenn dieser auf der Fahrt nach dem Cattetepalast irgendeinen armen Teufel überfahren würde? Da würde auch die Lex Frederico Borges nichts ausrichten, selbst wenn deren Bestimmungen noch viel strenger wären.

Wenn die bestehenden Gesetze richtig und ohne Ansehen der Person durchgeführt würden und die Polizei von Rio den Verkehr in geeigneter Weise regulieren und überwachen würde, wäre eine Aenderung der gesetzlichen Bestimmungen gar nicht nötig. Es ist aber unter der jetzigen Verwaltung ziemlich aussichtslos, daß es mit oder ohne Lex Frederico Borges besser werden könnte.

Ginette Lantelme im Rhein ertrunken.

Ein tragisches Ende hat die als hervorragende Schönheit gefeierte Pariser Schauspielerin Ginette Lantelme, die Gattin Alfred Edwards, des Besitzers des „Matin“, bei Emmerich am Rhein gefunden. Bei einer Bootsfahrt, die sie gemeinsam mit ihrem Gatten unternahm, ist sie in den Strom gestürzt und ertrunken. Das Paar hatte Anfang Juli auf der Jacht „Aimee“ eine Kreuzfahrt nach Holland angetreten und war dann rheinaufwärts gefahren. Unweit der holländischen Grenze ist nun unter bisher noch nicht festgestellten Umständen das Unglück geschehen. Die Eheleute fuhren, wie weiter gemeldet wird, in einer kleinen Barke von Marienbaum aus in den rechten Arm des Rheins. Die Strömung soll dort äußerst stark sein und wahrscheinlich ist das Boot umgekippt und Herr Edwards und Frau Lantelme fielen ins Wasser. Edwards, der ein guter Schwim-



mer ist, konnte sich retten, während seine Gattin ertrank. Herr Edwards wurde besinnungslos ins Hospital gebracht.

In den Kreisen der Pariser Theater- und Lebewelt rief die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Lantelme die größte Sensation hervor. Die Künstlerin stand im 28. Lebensjahre und ist aus dem Pariser Konservatorium hervorgegangen. In der abgelaufenen Saison kreierte sie zwei Hauptrollen im Renaissancetheater. Im Juni trat sie in einer Revue im Theatre Femina in den Champs Elysees auf. Die Lantelme konnte sich, trotzdem sie stadtbekannt war, eigentlich nie eine besondere Rolle erobern, bis sie sich mit dem Besitzer des „Matin“ Edwards, einem Manne von 60 Jahren, verheiratete. Unbestrittene Erfolge hatte sie jedoch in der Rolle der Modekönigin von Paris. In dieser Rolle wurde sie durch eine schlanke wohlgebaute Gestalt und große braune Augen unterstützt, die aber auch grau und blau schillerten. Der unstete, in der Ruhe kindlich naive und dann wieder verführerisch-pikante Blick wirkte verwirrend und brachte auch den kühnsten Zuschauer manchmal in Verlegenheit.

Dazu kam ein künstlerischer Geschmack, der sich namentlich auch in der Einrichtung des berühmt gewordenen kleinen Palais der Künstlerin in St. Germain, gegenüber dem Invalidendom, geltend machte. Das Palais gehörte früher der Prinzessin von Sagan. Das Palais gehörte früher der Prinzessin von Sagan und stammt aus der Zeit Ludwig des Fünfzehnten. Ein raffinierter Wohnungsluxus vereinigte sich hier mit feinstem künstlerischen Empfinden und Stilgefühl, um ein Tuskulum zu schaffen, wie es in gleicher Vollendung selbst in Paris selten zu sehen ist. Hier sah man die kostbarsten Bilder der modernen großen Maler Frankreichs, alte Kunstgegenstände aus aller Welt, Schätze, die nur feinsten Kunstverständnis und Sammlerfreude anhäufen kann.

In dem Palais sollen sich allein für eine Million Franken Gemälde befinden, dann eine Kollektion seltener Fächer, ein Klavier der Königin von Neapel, der Schwester Napoleons, und andere Kunstschätze. Gern pflegte Frau Lantelme in diesem Hause geistreiche und künstlerisch empfindende Menschen um sich zu versammeln.

Randbemerkungen.

Herr Dr. Arthur Rudge Ramos, dem die Aufsicht über die Theater untersteht, hat, gestützt auf ein Municipal-Gesetz, dem Impresario der „Companhia Lyrica Infantil“ verboten, Kinder, die das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht haben, im Theatro Sant' Anna auftreten zu lassen und das ganze Publikum, soweit es den Anspruch erhebt, als „denkend“ angesprochen zu werden, hat diesem Verbot ungeteilten Beifall gezollt. Es ist also bei unserem Volk die gesunde Einsicht vorhanden, daß Kinder nicht dazu da sind, um physisch, psychisch und moralisch ruiniert zu werden. Eine besondere Menschen- und Kinderfreundlichkeit gehört freilich nicht dazu, um zu dieser Ansicht zu gelangen. Es genügt schon, daß man nur ein wenig nachdenkt und sich nicht auf den bequemen Standpunkt stellt: was gehts mich an, es sind ja nicht meine Kinder. Um desto mehr ist zu verwundern, daß die Ausbeutung der Kinderarbeit in unseren Fabriken, die gefährlicher, schwerer und — wenigstens physisch — ruinöser ist als das Opersingen, bisher noch gar keine oder nur eine schwache Gegnerschaft von seiten des zusehenden Publikums gefunden hat.

Wer ist daran schuld, daß hier die Kinderarbeit ausgenutzt wird? Die Fabrikanten vielleicht, die Kinder in ihren Offizinen im ohrenbetäubenden Maschinengetöse und in staubgefüllten Räumen arbeiten lassen? Diese tun aber nicht mehr, als was ihnen das Gesetz gestattet. Oder die Eltern, die auf die paar Vintens Wochenlohn ihrer Kinder reflektieren? Diese sind aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der mißlichen Lage, auf eben diese Vintens als auf einen unentbehrlichen Beitrag zum Lebensunterhalt der Familie reflektieren zu müssen, denn schlimmer als die langsam sich vollziehende Verkümmern der Kinder infolge der schweren Fabrikarbeit erscheint ihnen der Hunger, den sie zu leiden hätten, wenn sie die Kinder nicht mit verdienen ließen. Wer ist aber denn sonst schuld an diesem Mißstand, denn eine Stelle muß doch unbedingt an der Störung der natürlichen Ordnung schuld sein, einer Ordnung, die von dem Mann Arbeit, von der Frau Sorge für die Familie und für die Kinder die Freiheit, zu wachsen und sich zu entwickeln verlangt? Wir brauchen uns nicht lange umzusehen, wir brauchen nicht lange zu fragen, denn den Schuldigen kennen wir alle: es ist unsere Gesetzgebung, die einerseits die soziale Fürsorge total vergißt und andererseits durch einen übertriebenen Protektionismus und eine unsinnige Steuerpolitik die Teuerung so ins Ungeheure steigert, daß die Kinderarbeit sowohl für die Familien wie für die Unternehmer zu einer selbstverständlichen Sache werden muß. Wie soll eine mehrköpfige Familie bei den hiesigen Lebensmittelpreisen leben, wenn deren Vater nur drei Milreis per Tag, mithin nur 75 Milreis per Monat verdient, von welchen doch mindestens 15 Milreis für Miete abgezogen werden müssen? Und wie soll ein Unternehmer fünf, sechs oder sieben Milreis einem einfachen Arbeiter zahlen können, wenn der Staat durch seine direkten und indirekten Steuern einen so großen Teil der jährlichen Umsatzsumme seiner eigentlichen Bestimmung, der fruchtbringenden Zirkulation entzieht und ihn in die Taschen eines übermäßig großen Beamtenheeres leitet oder für ungerechtfertigte Ausgaben verwendet?

Der Schreiber dieses hat schon wiederholt betont, daß hier ein Gegensatz von Kapital und Arbeit nicht besteht und dort, wo er konstatiert wird, sich bei näherem Besehen als eine künstliche Konstruktion erweist, die dadurch entsteht, daß man auf europäischen Boden entstandene Theorien ohne vorher-

riges Studium unserer speziellen Lage auf hiesige Verhältnisse überträgt. Hier stehen nicht Kapital und Arbeit einander gegenüber, sondern Produktion und Nießnutz fremden Verdienstes. Wir mögen für die französische Revolution schwärmen wie wir wollen, aber unleugbare Tatsache ist es, daß wir trotz der republikanischen Staatsform faktisch noch zum großen Teil in der vorrevolutionären Zeit stecken, indem der Staat bei uns nicht der Diener oder — wenn es besser klingt — Schutzherr einer Interessengruppe ist, sondern als schrankenlose Domäne gewisser Stände angesehen wird. Ob der Herrscher nun Kaiser oder Präsident heißt und die Herrschaft erblich oder persönlich und vorübergehend ist, das tut nichts zur Sache, denn unbestreitbar bleibt es, daß man hier sich noch nicht zu der Ansicht durchgerungen hat, daß der Staat nicht Selbstzweck ist, sondern nur eine Form der Ordnung für das Volk zur Begründung und Erhaltung seines Wohlergehens. Hier ist der Staat noch tatsächlich seines selbst wegen da, d. h. für diejenigen, die sich an die Krippe zu setzen verstanden haben, während die anderen, sowohl Kapitalisten wie Arbeiter, Kaufleute und Industrielle sich mit der vorrevolutionärer Rolle der Tributpflichtigen begnügen müssen.

Diesem Staat liegt die Sorge für das soziale Wohl selbstverständlich sehr fern, und wenn er etwas tut, was so wie eine soziale Reform aussieht, da beansprucht er, obwohl er nach modernen Begriffen nur seine Pflicht erfüllt, den Dank der per Zufall berücksichtigten Kreise. Das ist eine notwendige Folge der skizzierten Auffassung, nach welcher doch alles, was in die öffentlichen Kassen fließt, dem Staat resp. seinen Beamten zukommen müßte, und wenn er eine Summe anderen Zwecken zuwendet, da glaubt er, aus freien Stücken eine Wohltat ausgeübt zu haben.

Es besteht schon seit der provisorischen Regierung ein Gesetz, das die Ausnützung der Kinderarbeit in den Fabriken und anderen industriellen Betrieben verbietet. Was daran noch fehlt, ist die Ausführungsverordnung, die man damals zu erlassen vergessen hat. Was würde aber nun erreicht sein, wenn die „Verordnung“ ausgearbeitet und das Gesetz in Kraft treten würde? Die Kinderarbeit wäre abgeschafft — das allerdings, aber die Teuerung bliebe nach wie vor dieselbe und der Hunger, dem jetzt so manche Familie durch die Heranziehung ihres kleinen Nachwuchses zum Mitverdienst vorbeugt, wäre auf einmal gesetzlich dekretiert. Einige Betriebe, die gut fundierten und durch Schutzzölle protegierten Fabriken könnten wohl größere Löhne zahlen, aber andere könnten es wieder nicht, und so würden die ersteren so mit Arbeiterangeboten überlaufen, daß sie sich nochmals veranlaßt sehen würden, die Löhne auf das gegenwärtige Niveau herabzusetzen.

Der Anomalie der Kinderarbeit muß auf eine andere Art Ende gemacht werden, aber dazu wird sich der Staat nicht so ohne weiteres bequemen. Er müßte durch eine vernünftige Zoll- und Steuerpolitik zwischen den Kosten des Lebensunterhaltes und dem Verdienst ein Gleichgewicht herstellen. Die Fabriken und andere Betriebe müßten billiger produzieren können, die Besteuerung müßte reduziert und die Rohprodukte und Maschinen durch Herabsetzung der Zolltaxen verbilligt werden. Der Staat könnte auch dafür sorgen, daß die industriellen Betriebe bei der Inanspruchnahme des Kredits eine kleinere Prozente zu zahlen hätten, und mit einem Male wären sie in den Stand gesetzt, anstatt drei fünf oder gar sechs Milreis zahlen zu können. Aber eine solche Steigerung der Löhne wäre garnicht not-



wendig, wenn der Staat auch auf die andere Seite eingriffe und den Unterschied zwischen den Produktenpreisen auf den Kolonien und den in den Städten ausgleichen würde. Die Lebensmittelpreise würden auf die Hälfte sinken und eine Familie, die jetzt auf die ein paar Milreis Kinderverdienst angewiesen ist, könnte auf diesen ohne weitere Oekonomie verzichten.

Nach einer solchen Vorsorge, nach einer solchen Vorbereitung des Bodens könnte die Gesetzgebung noch den gewissenlosen Eltern oder zu egoistischen Industriellen die Ausnützung der Kinderarbeit verbieten — vorher ist ein solches Verbot zwecklos, denn es wäre so gehüpft wie gesprungen. Leider ist aber der Staat allem ernstlichen Nachdenken abgeneigt, er politisiert nur d. h. die Staatsmänner sind in erster Reihe bemüht, sich bei der Macht zu erhalten und diese Stellung möglichst einträglich zu machen. Das kommt aber daher, weil die Regierungskreise sich nicht aus den produktiven, sondern den destruktiven Ständen sich zusammensetzen.

Brasilien, ein geographisches Bild, wie sich das so der „Schorsch mit der Blechhaube“ vorstellt.

Wenn man auch in der alten Heimat nicht viel bedachtet hat, ohne unbescheiden zu sein, so kommt es doch mitunter vor, daß man Briefe bekommt. Es soll sogar schon Leuten passiert sein, die verheiratet sind und mitten in der Stadt wohnen. Also, wie alle Märchen beginnen — es war einmal ein Mann, der ging, respektive fuhr nach Brasilien und jeder wußte es. Der erste Brief war adressiert: Rio de Janeiro (Argentinien). Ein zweiter war nach S. Paulo adressiert mit der erklärenden Erläuterung „Montevideo“. Es ist nun klar, daß solche Briefe „ihn schwer erreichen“. Es ist auch passiert, daß Sendungen nach Rio mit der Erläuterung am „Orinoco“ gegangen sind. Schließlich ist es ja sehr gut, wenn eine Adresse möglichst genau ist. Die Postbehörde hat dann keine Ausrede mehr. Um nun das etwas begreiflich zu machen, reproduziere ich einen preisgekrönten Schulaufsatz.

Blumenthal sagte einmal von einem preisgekrönten Theaterstück, das selbstverständlich durch und durch fiel: „Je preiser ein Stück, desto durcher fällt es.“ Zwei neue schöne deutsche Worte. Aber ich komme vom Aufsatz ab.

Brasilien ist ein Land, das sehr warm ist. Dadurch, daß es am Wasser liegt, hat es eine Meereskiste. (Küste ist falsch.) Gleich, wenn man hinein kommt, rechts an der Ecke, liegt Rio de Janeiro. Prächtig strömt der Mississippi durch die Stadt. Das Land hat viele Affen, die sich von Bäumen nähren und Schabernack spielen. Von der Wärme werden die Menschen schnell schwarz — manche bleiben aber weiß und treiben Handel, wogegen sich der Schwarze von verschiedenem nährt. Am Montag ißt er Bohnen mit Reis, dafür am nächsten Tag Reis mit Bohnen. In den anderen Städten werden dann alle Tage Menschen erschlagen und an die Straßenecken gelegt. Das wichtigste Nahrungsmittel ist „Patiencia“, denn jeder spricht davon. Die Schlangen werden eingefangen, an der Sonne getrocknet, teilweise als Eisenbahnschienen verwendet. Der Mond leuchtet während der Nacht zeitweise. In den Häusern findet man viel Haustiere, die manchmal auch nützlich sind, man nennt sie deshalb Baratten. Papageien kommen sehr viel vor — man kauft sie am billigsten in Hamburg oder Berlin. In dem Lande wird sehr viel Kaffee ge-

macht — auch sind Orangen sehr billig zu haben. Die Banane ist ein kleiner Vogel, der um Weihnachten herum seine eigentliche Laichzeit hat. Mitten im Winter ist es Sommer. Ehe man nach Brasilien kommt, muß man die Linie passieren. Sie ist jetzt so hoch gespannt, daß selbst die größten Schiffe darunter durch fahren können. Buenos Aires ist die Hauptstadt, während Peru und Chile kleinere Städte sind, die in Brasilien nicht sehr viel bedeuten. New-Orleans ist der Haupthafen, der meistens von Segelschiffen befahren wird. Die Einwohnerzahl kann nicht ganz genau festgestellt werden, weil während der Volkszählung sehr viele Menschen totgeschossen werden — viele sterben auch an Altersschwäche oder an schwarzen Bohnen. Indessen hat Mexiko allein ca. 1 Millionen Einwohner. Von Rio bis Bahia ist eine Eisenbahn gebaut und dauert diese Fahrt ungefähr 1 Stunde. S. Paulo liegt an Antartica und wird dafür an der rechten Seite vom Meere begrenzt, wo sich ein großes Zollamt befindet. Das Zollamt und die Post sind Einrichtungen, die als Strafe für die Bewohner meistens dienen. Als Münze wird Reis ausgegeben — nur für größere Münzen gibt man Milchreis. Das Militär besteht größtenteils aus Soldaten, die nur in der Nacht exerzieren — am Tage rauchen sie Tabak und spucken sehr viel. Die Marine ist nur für Revolutionen da — die Indianer werden sehr geschützt und gefördert. Für diesen Dienst ist ein eigener General da, der nur Indianer besucht und dem zu Ehren immer einige Weiße gebraten werden. Der König von Italien ist zugleich Kaiser von Brasilien. —

So denkt der „Schorsch“ und so denken viele. Der Aufsatz zeugt nicht nur von hoher Intelligenz, sondern ist zugleich auch Beweis für eine sehr mangelnde Geographie. Nun aber Scherz bei Seite — wo liegt der Haken, daß nur derjenige das schöne Land kennt, der dort seine Ware gut verkauft oder seine finanziellen Vorteile sucht? Wie ist es möglich, daß heute noch das von der Heydtsche Rekskript zugleich mit Brasilien genannt wird? Kaffee wird fast in der ganzen Welt getrunken und fragt man, woher er kommt, so wird immer Arabien oder Kuba genannt. Das wundert mich nicht sehr, da ja die beiden Länder aneinander grenzen. Zeitweise spricht man von Campinas-Kaffee — so nennt der schlaue Kaufmann die billigste Sorte. Ein Land soll doch auch nicht das Licht unter den Scheffel stellen. Wenn Brasilien einmal auf dem Plane erscheinen würde, reich illustriert, Proben seiner Produkte brächte und mit sich in Europa etwas Reklame machte, würde es nicht schaden. Aber nicht unter dem Titel: „Brasilianisches Wirtschaftskomitee“ — der Titel zieht nicht mehr. Es gibt für ein Land wie Brasilien so viele billige Mittel, den Zweck zu erreichen — es braucht nicht so gemacht zu werden, wie es nicht gemacht sein soll. Namentlich die sogenannten „Studienreisenden“ soll man scharf ansehen, denn die sind die Aergsten. Es gibt genug „Studienreisende“, die nur dann sprechen, wenn sie mitten durch Kugelregen im Blute bis an die Knie gewatet sind, im Kampf mit ungeheuren Schlangen Sieger geblieben, selbst einem noch ungezähnten Brasilianer in die Augen geblickt haben. Je furchtbarer die Geschichte, je interessanter ist sie. Daß aber damit einem Staate nicht gedient ist, der große Opfer bringt, ist wohlherklärlich. Der arme Emigrant ist wohl arbeitswillig und zukunftsreudig, schreibt auch seinen Angehörigen lange Briefe — aber damit ist doch das Lob nicht zu den rechten Ohren gedrungen. Er soll nicht einmal beschränkt sein, der Emigrant — aber er hat doch immer nur seinen engen Kreis in der Heimat und zudem glaubt man ihm oft nicht recht, obwohl er eher die reine schlechte Wahrheit spricht als der „Studienreisende“.

Mir hat mancher Staat und manche Stadt auf der Studienreise nur das Schöne gezeigt und man sieht es auch viel lieber als das Häßliche. Es liegt einmal so im Menschen. — das Schöne sieht er gern, das Häßliche hört er aber lieber. Viel Geld könnte ich mir verdienen, wenn ich an europäische Blätter absprechende Berichte über Brasilien einenden würde. Ja, ich könnte sogar von einer Hitze erzählen, von der Eisenbahnschienen schmelzen — man würde es auch vielleicht begreiflich finden, wenn ich erzählen würde, daß hier nur Menschen gepeitscht und geschlachtet werden. Aber daß ein Staat wie S. Paulo trotz Zollamt solche Gastfreundschaft übt, den Arbeitsamen so werktätig unterstützt, glaubt kein Mensch, außer man beweist es.

Felix Leibinger.

Audiatur et altera pars!

Man erinnert sich wohl noch des Berichtes, den die Kaffeepropaganda-Kommission des Dr. Padua Rezende über die Lage des Kaffeemarktes in Oesterreich-Ungarn erstattete. Dieser ausführliche Bericht, der in vielen Fluminenser und Paulistauer Zeitungen abgedruckt wurde, enthielt die Anklage, daß im österreichisch-ungarischen Kaffeehandel der Brasilkaffee besserer Qualität ganz allgemein unter der Vorgabe einer anderen Herkunft teuer verkauft werde, und daß nur die minderen Sorten als Santoskaffee, oft noch unter der Hinzufügung „für die Bedienten“ auf den Markt kämen. Man mußte daher annehmen, daß er die lautere Wahrheit enthielt, und die Kommentare, die auf Grund dieser Voraussetzung in der Presse der am Kaffeehandel interessierten Städte Brasiliens veröffentlicht wurden, waren für den Kaffeehandel Oesterreich-Ungarns nichts weniger als schmeichelhaft.

Natürlich wurde der Bericht auch in der Donaumonarchie, wo man ja seit einiger Zeit regeres Interesse an Brasilien nimmt, bekannt und einer der dortigen Freunde unseres Landes, Herr Direktor Leopold Perutz, der im Vorjahre längere Zeit hier weilte, beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Er richtete daher an den Museo Commerciale in Triest und an den Verein der am Kolonialwarenhandel beteiligten Firmen Wiens, in dem die ersten österreichischen Kaffeimporteure vereinigt sind, unterm 3. Mai dieses Jahres folgende Zuschrift:

„In der brasilianischen Presse wird seit einiger Zeit Krieg gegen die Usancen im österreichischen Kaffeehandel geführt, namentlich gegen die alte Gepflogenheit, daß wir angeblich die besseren und besten Kaffeessorten mit Provenienznamen belegen, wie z. B. Menado, Ceylon, Java usw., welche in der Regel nicht zutreffen. Dagegen werden die mindesten Kaffeessorten mit dem Namen Santos belegt, so daß in den breiteren Bevölkerungsschichten Oesterreichs die Meinung vorherrschen müsse, daß der brasilianische Kaffee der inferiorste sei. In allerletzter Zeit machen die brasilianischen Zeitungen häufig Ausfälle gegen die Firma in Triest, da diese Firma in ähnlicher Weise annonciert.“

Auf diese Zuschrift antwortete die Stelle, die über die Verhältnisse im österreichischen Kaffeehandel am besten unterrichtet ist, nämlich der oben genannte Verein der am Kolonialwarenhandel beteiligten Firmen Wiens, unterm 11. Mai folgendes:

„Wir danken Ihnen verbindlichst für die mit Ihrem Geehrten vom 3. e. zugesandte Kopie des am gleichen Tage an das Museo Commerciale in Triest gerichteten Schreibens. Was nun dessen Inhalt betrifft, daß die brasilianische Presse seit einiger Zeit einen Krieg gegen die angeblich im österreichischen

Kaffeehandel bestehende Gepflogenheit führt, wonach es bei uns üblich wäre, die besseren und besten Kaffeessorten als Menado, Ceylon, Java etc. zu verkaufen, dagegen mindere Sorten mit dem Namen Santos zu belegen, so ist es notorische Tatsache, daß Brasilkaffees die billigsten und folglich auch die mindesten Kaffeessorten repräsentieren, während die vorbenannten Arten Kaffee qualitativ viel besser und deshalb im Preise wesentlich teurer sind. Ganz entschieden müssen wir dagegen protestieren, daß es in Oesterreich gang und gäbe wäre, Kaffeessorten unter anderen Bezeichnungen zu verkaufen, als denselben ihrer Herkunft nach gebührt.

„Der Kaffeehandel in Oesterreich, speziell der Engros-Handel, ist im allgemeinen als sehr solid und reell anerkannt, und perhorresziert jede Art Geschäfte, die auch nur das Merkmal unlauteren Gebahrens und Schwindels an sich tragen. Ausserdem bieten die streng gehandhabten Bestimmungen des Lebensmittelgesetzes Gewähr gegen die zugemuteten schwindelhaften Beziehungen, auf welches Vorgehen empfindliche Strafen gesetzt sind. Wenn eine Triester namentlich angeführte Firma angeblich inkorrekt vorgeht, mag dies vielleicht als Ausnahme seine Richtigkeit haben. Wir halten es jedoch für notwendig, festzustellen, daß dies keine Kaffee-Engros- oder Importfirma von Rang ist, und im Kaffeehandel als Faktor gar nicht in Betracht kommt. Es ist dies ein unbedeutender Kaufmann, der das sogenannte Postpaketgeschäft in Kaffee, Reis und Südfrüchten, also mit privaten Konsumenten, betreibt. Der ernste Kaufmann muß es unfählich, ja sogar grotesk finden, daß die Reklame dieses untergeordneten Geschäftsmannes als Maßstab für österreichische Verhältnisse im grossen Handelsverkehre genommen wird. Aber selbst in diesem nebensächlichen Falle glauben wir nicht daran, daß der Betreffende ausschließlich Brasilkaffee unter den Namen anderer höherwertiger Provenienzen verkauft.

„Die gehässigen Ausfälle der brasilianischen Publizistik gegen den österreichischen Kaffeehandel, der tatsächlich noch immer ca. 30 Prozent des Konsums an hochwertigen Kaffeessorten nichtbrasilianischen Ursprungs importiert, haben zweifelsohne ihren Grund in den entstellten Berichten der sogenannten Propagandakommission an die brasilianische Regierung. Welcher Maßstab an diese Berichte zu legen ist, erhellt aus der Tatsache, daß in denselben die offizielle Behauptung enthalten ist, die vom k. k. österreichischen Handelsministerium kontrollierte Statistik sei eine betrügerische.

„Wir hatten Gelegenheit, zwei Mitglieder dieser Kommission, die ihre Tätigkeit in Oesterreich entfaltet, kennen zu lernen. In einer mit unserem Präsidenten gepflogenen, persönlichen Unterredung hatten beideseitig für den österreichischen Kaffeehandel nur das eine, allerdings sonderbare Rezept, nämlich ausschließlich Brasilkaffees zu importieren und dieselben als Menado, Java, Mokka etc. zu verkaufen. Angesichts des Vorhaltes, daß diese Geschäftsmaxime den soliden Prinzipien des österreichischen Handels nicht entspräche und auch gegen die bestehenden Gesetzesvorschriften verstoße, wird nun der Spieß umgedreht und in der brasilianischen Öffentlichkeit das wirkliche Bestehen der angeratenen unreellen Gebahrung in Oesterreich gepredigt. So ver-

hält sich die nackte Wirklichkeit. Euer Wohlgebo-
ren werden es uns nicht verargen, wenn wir mit un-
serer Antwort ausführlich wurden. Es muß uns aber
daran liegen, die Tatsachen, wie sie liegen, zu er-
klären, gegenüber der Art, wie sie von der Propa-
gandakommission geschildert bzw. entstellt wur-
den. Allerdings war dies auch die einzige
Tätigkeit der Herren hier, und wenn Sie,
gehrter Herr Direktor, Gelegenheit hätten, diesbe-
züglich das brasilianische Publikum aufzuklären,
würden Sie uns und den gesamten österreichischen
Handel zu großem Danke verpflichtet.“

Der Kaffeeverbrauch Oesterreich-Ungarns ist be-
kanntlich sehr bedeutend, und obwohl ein großer
Teil des Bedarfs noch nicht auf direktem Wege
kommt, sondern durch Vermittlung des reichsdeut-
schen Zwischenhandels gedeckt wird, nahm Triest
in der verflossenen Saison doch schon den 4. Platz
unter den europäischen Importhäfen ein. Es kann
uns daher nicht gleichgültig sein, wie man sich
an der Donau zum Brasilkaffee stellt und ob man
dort die Empfindung hat, als würden seitens der
offiziell mit der Kaffeepropaganda betrauten Män-
ner böswillige Verleumdungen über den österrei-
chischen Kaffeehandel verbreitet. Angesichts der
Schwere der in dem Antwortschreiben des Vereins
der am Kolonialwarenhandel beteiligten Firmen
Wiens erhobenen Beschuldigungen müssen wir also
verlangen, daß Herr Padua Rezende und die in
Oesterreich tätig gewesenen Mitglieder der Kommis-
sion sich zu dem Inhalte jenes Schreibens klar und
unzweideutig äußern. Vorläufig steht Behauptung ge-
gen Behauptung.

Bummelei.

Die ordentliche Kongreßsession geht in diesen
Tagen zu Ende, ohne daß auch nur das geringste
der eigentlichen Arbeiten der Volksvertreter erle-
digt worden wäre. Die Budgets harren, wie all-
jährlich, ihrer Erledigung und noch kein einziges
ist innerhalb der Zeit, in welcher der Kongreß
eigentlich seine ganze Arbeit erledigen sollte, in
beiden Häusern durchberaten worden. Der Kongreß
ist in diesem Jahre noch bummeliger gewesen als
sonst. Während der Reise des Präsidenten nach Ba-
hia und sogar während der berühmten Jagd auf
der Fazenda des Senators Pinheiro Machado haben
beide Häuser ebenfalls gefeiert, obgleich der Schluß
der ordentlichen Session schon vor der Tür stand
und absolut kein Grund zum Feiern vorlag. Frü-
her hat man gewöhnlich die Opposition als Sünden-
bock hingestellt, da diese wiederholt in den Kom-
missionen allerlei Schwierigkeiten gemacht hat.
Heute ist diese Entschuldigung hinfällig, da in der
Finanzkommission, von welcher die Erledigung der
Budgets hauptsächlich abhängt, in diesem Jahre
kein Mitglied der Opposition Sitz und Stimme hat.

Außer der Bummeligkeit der Volksvertreter ist
auch durch die Politikagen viel Zeit vergeudet wor-
den. So steht z. B. jetzt in der Kammer ein Senats-
projekt zur Debatte, durch welches die Wahlen im
Bundesdistrikt anders geregelt werden sollen. Es
ist ja möglich, daß die Bestimmungen, nach wel-
chen die städtischen Wahlen jetzt vorgenommen
werden, reformbedürftig sind, und es ist nichts ge-
gen das Projekt an sich zu sagen, wenn es eine
freiere Ausübung des Wahlrechtes garantiert. Bis
jetzt sind die Wahlen im Bundesdistrikt stets wei-
ter nichts gewesen, als skandalöse Betrügereien in
größeren Maßstabe. Die eigentliche Bevölkerung,
die ordentlichen Elemente und arbeitenden Klas-
sen beteiligen sich überhaupt nicht daran, weil man

ganz genau weiß, daß dabei nur Betrug und Ge-
walttätigkeiten den Ausschlag geben. Eine Aender-
ung wäre also, wie gesagt, sehr zu wünschen, wenn
man es nämlich dahin bringen könnte, daß es da-
bei ehrlich zuginge und das Resultat nicht nach-
her so gefälscht würde, wie es den interessierten
Machhabern paßt.

Wenn man jedoch bedenkt, daß die nächste Mu-
nizipalwahl erst im Jahre 1914 stattfinden soll, und
daß die Kammer sich jetzt mit diesem Projekt be-
schäftigt, statt mit den viel eiligeren Budgets und
vielen anderen wichtigeren Vorlagen, welche der
Erledigung schon seit Beginn der Session harren,
so kann man nicht umhin, dem Deputierten Aristi-
des Spinola recht zu geben, welcher dagegen pro-
testierte, daß die Kammer alles liegen läßt, um
das Wahlprojekt für 1914 zu beraten. Er meinte,
wenn das Wahlgesetz des Bundesdistrikts wirklich
einer Reform bedürfe, so habe sich die nächste Kam-
när damit zu befassen und nicht die jetzige, deren
Mandat in diesem Jahre zu Ende geht. Das Pro-
jekt sei außerdem weiter nichts als ein Manöver
der herrschenden Partei, welche sich damit den
Wahlsieg im Bundesdistrikt sichern wolle, welcher
sonst sicher der Gegenpartei zufallen würde. Er
erklärte das Projekt außerdem für verfassungswidrig
und schon deshalb unannehmbar. Die Kammer habe
wichtigeres zu tun als sich mit solchen parteipoli-
tischen Fragen zu befassen.

In demselben Sinne äußerte sich auch der De-
putierte Bulhões Marcial und andere Mitglieder der
Opposition. Es ist unzweifelhaft, daß dieselben in
diesem Falle völlig im Rechte sind. Man kann es
kaum begreifen, daß der Kongreß es in diesem
Jahre wieder darauf ankommen läßt, die Budgets in
den letzten Tagen in Bausch und Bogen unbesehen
anzunehmen. Es ist soviel dagegen gesprochen wor-
den und selbst der Bundespräsident hat darauf hin-
gearbeitet, daß die Budgetvorlagen in diesem Jahre
so zeitig an den Kongreß gelangen sollen, daß die-
selben eingehend und sorgfältig geprüft werden kön-
nen. In seiner Botschaft hat er auf die Finanzlage
hingewiesen, welche zwar nicht direkt schlecht und
bedenklich ist, aber doch einer gewissenhaften und
sorgfältigen Behandlung bedarf, wenn es nicht rück-
wärts gehen soll. Wenn schon im vorigen Jahre
ein Defizit konstatiert worden ist, das dem Mar-
schall einen so großen Schrecken eingejagt hat,
wie aus seiner ersten Botschaft zu ersehen war,
so wird es in diesem Jahre noch bedeutend schlim-
mer werden, wenn die Budgets wieder so nach-
lässig behandelt werden wie seither. Die Ausga-
ben sind durch die bedeutenden Gehaltserhöhungen
fast aller Kategorien der Bundesbeamten, sowie auch
durch bedeutende Vermehrung derselben, wie zum
Beispiel bei der Post, ganz bedeutend gestiegen. Wo-
her soll das Geld kommen, wenn der Kongreß nicht
beizeiten darauf bedacht ist? Es gibt hier doch nur
zwei Wege: entweder die Ausgaben werden ander-
weitig eingeschränkt, oder es werden höhere Steu-
ern erhoben. Dann gibt es allerdings noch einen
anderen Weg, den aber Marschall Hermes nicht
betreten will, nämlich die Aufnahme von Anlei-
hen, wie wir es früher schon erlebt haben. Der Prä-
sident will aber auch kein Defizit hinterlassen. Im
vergangenen Jahre, als er kaum die Regierung
übernommen hatte, ließ er sich, nachdem er die Bud-
gets mit den ziemlich bedeutenden Defizits durchstu-
diert hatte, die Leader der verschiedenen Staaten zu
sich kommen und stellte ihnen in eindringlichen
Worten die Notwendigkeit vor, daß die Ausgaben
auf das geringst mögliche Maß beschränkt bleiben
müßten. Damals war es leider schon zu spät, da es
schon Ende Dezember war und eine Abänderung
nicht mehr möglich war. In diesem Jahr ist es

aber noch Zeit und es wäre gar nicht schlecht, wenn der Präsident sich die Herren Leader noch einmal kommen ließe, um ihnen denselben Vortrag vom vorigen Jahr nochmals zu halten. Es sind auch für dieses Jahr wieder eine Reihe neuer Ausgaben vorgesehen, welche teilweise recht überflüssig sind, u. a. eine Reihe von Pensionen an Hinterbliebene von Deputierten und Senatoren. Besonders die Pensionen an die Witwen von Volksvertretern sind zu verurteilen, denn die meisten derselben sind reiche Leute, welche einer Unterstützung durch den Staat nicht bedürfen. Dazu kommt noch, daß die meisten unserer Volksvertreter durchaus nicht so pflicht-treu und arbeitsam sind, als daß man ihren Hinterbliebenen eine Pension zahlen könnte. Eher ist das Gegenteil der Fall. Das Geld, das die meisten verdienen, ist einfach weggeworfen, da sie so gut wie nichts leisten. Aber selbst, wenn ein Deputierter, wie z. B. Germano Hasslocher, es mit seiner Pflicht ernst genommen hat, ist die Pension noch lange nicht berechtigt. Die Volksvertreter werden hier so gut bezahlt, wie nirgends in der Welt, und dazu haben die meisten von ihnen noch ihren einträglichen Beruf. Die lebenden Volksvertreter kosten schon gerade genug, sodaß es durchaus unangebracht erscheint, auch noch für die Familien der verstorbenen zu sorgen. Man muß sich daran gewöhnen zu bedenken, daß der Staat nicht die ewig milchende Kuh sein kann. Und die Mitglieder des Kongresses müssen endlich dahin gebracht werden, daß sie ihre Pflicht tun und ihre Arbeit in der gesetzlich vorgeschriebenen Zeit erledigen. Das geht natürlich nicht von einem Jahr zum andern; aber das könnte Marschall Hernes doch schon gleich verlangen, daß die den Staatshaushalt betreffenden Gesetze zeitig genug zur Beratung kommen, damit beide Häuser in Ruhe sich eingehend damit beschäftigen können. Die Bunnelei müßte endlich einmal aufhören.

Das Wesen der französischen Revolution.*

„Wahrlich, man wüßte nicht, was man ohne die Französische Revolution mit einem Zeitalter wie dem unsrigen anfangen sollte. Wir wollen die Französische Revolution begrüßen, wie schiffbrüchige Seeleute den unwirtlichsten Felsen begrüßen, in einer Welt, die sonst nur aus grundlosem Wasser und Wellen besteht. Eine wahre, wenn auch eine schreckliche Apokalypse für diese falsche, verdorrte, künstliche Zeit. Das Phrosentum hat ein Ende, der leere Schlendrian hat ein Ende, vieles hat ein Ende. Dieses ist allen Menschen verkündigt worden mit der Trompete des Jüngsten Gerichtes.“ So lesen wir in einem Buche, das nach des Verfassers eigenem Geständnis wie eine lodernde Flamme aus dem Herzen eines lebendigen Menschen gekommen ist, in der Revolutionsgeschichte des Engländer Carlyle. Wenn wirs freilich mit unserem

*) Wir entnehmen obige Ausführungen dem soeben in der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin) erschienenen Bändchen: „Die Französische Revolution“. Von Dr. Theodor Bitterauf. (Band 346. Mit 8 Vollbildern. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.) Das Buch schildert unter Verwertung der neuesten Forschungsergebnisse namentlich französischer Historiker nach einer einleitenden Betrachtung über die Wandlung der Auffassungen das vorrevolutionäre Frankreich, die Entwicklung und den Verlauf der Revolution in ihren verschiedenen Phasen, den Uebergang in das napoleonische Kaiserreich, die bleibenden Resultate, welche die Revolution in Frankreich gehabt hat, und endlich ihren Einfluß auf Deutschland.

Heinrich von Treitschke halten wollen, dann ist es nur eine Modetorheit der Gegenwart, die politische Freiheit in bestimmten Staatsformen suchen zu wollen; denn die Freiheit ist nicht erst im Jahre 1789 entdeckt worden, und die Eitelkeit des neunzehnten Jahrhunderts, die sich das einbildete, werde zusehnden vor dem gesunden politischen Leben der alten Republiken und Monarchien; der kosmopolitische Charakter der Französischen Revolution habe vielmehr die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft unterbrochen.

In dem Ringen zwischen der Revolution und dem alten Europa ist das alte Europa umgestürzt, die organisierte Macht aufgelöst worden. Kläglich verlief der Kreuzzug der Könige zur Erhaltung der Monarchie; Europa wurde beherrscht von dem Manne, der Metternich als die Inkarnation der Revolution erschien, der auch im Innern Frankreichs alle in gleicher Knechtschaft niederhielt, und sieben Jahre nach dem Tode Marie Antoinettes eine andere Erzherzogin auf Frankreichs Thron zurückführte. Ein überraschendes Schauspiel fürwahr, auf den ersten Blick verblüffend und ganz unbegreiflich. Und doch geht alles mit einer geregelten Folgerichtigkeit vor sich. „Im ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen“ — so schreibt Goethe und Schiller — „die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und vielen Tälern gegeneinander stürzen und endlich das Uebersteigen eines großen Flusses und eine Ueberschwemmung veranlassen, in der zugrunde geht, wer sie vorgesehen hat so gut als der sie nicht ahnete.“ Wo immer das Interesse des Menschen an Menschen sich lebendig erweist, bei allen Kulturnationen wie bei allen Individuen, denen der Blick auf das Ganze nicht fehlt, wird man die Revolutionsgeschichte mit derselben Teilnahme betrachten wie die eigene Vergangenheit.

Was die Französische Revolution vor allen anderen Bewegungen ähnlicher Art auszeichnet, ist ihr universaler Charakter: nicht Frankreich allein, der ganze Kontinent wurde durch sie neu gestaltet. Insofern ähnelte sie der großen religiösen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts, mit der sie auch die Mittel der Verbreitung teilt: die Predigt der neuen Ideen und die Propaganda der Tat. Die spezifische Eigenschaft der Revolution ist aber die dauernde Umformung der realen Welt nach einem rein doktrinären Programm. Auch die zwölf Artikel der schwäbischen Bauern waren eine Doktrin, aber sie haben im Bauernkrieg noch nicht zu einer dauernden Umwälzung geführt, ihre Forderungen haben erst im neunzehnten Jahrhundert eine späte Erfüllung gefunden. Auch die Revolution hat die bestehende Zivilisation nicht zu ändern vermocht in ihren Grundlagen; die Einheit des Abendlandes, wie sie in dem katholischen Weltreich des Mittelalters theoretisch festgelegt ward, hatten schon Renaissance und Reformation vernichtet. Aber die Summe der politischen Institutionen, die wir heute als feudale Einrichtungen zu bezeichnen pflegen, fiel erst der Revolution zum Opfer. Politisch wurde ein Europa in ihrem Sinne, mit größerer Einheitlichkeit und Einfachheit der Staatengebilde nebeneinander und in sich selber, erst auf dem Wiener Kongreß konstituiert; in sozialer Beziehung sind bei uns in Deutschland die Errungenschaften der Revolution erst 1848 praktisch geworden. So ist die Revolution kein zufälliges Ereignis, kein willkürliches Produkt einzelner verworrener Köpfe, sondern die Vollen-dung eines Geschehens, das von vielen Generationen vorbereitet wurde. Unter ihrem Zeichen stehen heute noch alle, und sie ist keineswegs vollendet. Die Gegenüberstellung der bürgerlichen und der revolutionären Parteien entbehrt der historischen Be-

gründung; denn alle unsere Parteien streben nach dauernder Umformung des Staates auf Grund eines rein doktrinären Parteiprogramms oder, wo ihnen das nicht gelingt, nach dauernder Einwirkung auf den Staat und seine Regierung im Sinne ihrer Prinzipien, und alle miteinander, auch die konservativen, sind revolutionären Ursprungs. Wo aber kein parlamentarisches Regime herrscht, wird eine starke Regierung sich nie einer einzelnen Partei verschreiben und ihr Programm restlos verwirklichen helfen; wie der Geschichtschreiber über die Schranken des Besonderen sich erheben muß, um die verschiedenen Einzelkräfte, die im Leben der Völker sich tätig erweisen, in ihrem Zusammenhang und in ihrer Gesamtwirkung auf das Ganze zu erkennen, wird der wahre Staatsmann, indem er abwechselnd auf verschiedene Parteien sich stützt, sie alle zur Verhütung der Anarchie, zum Wachstum der öffentlichen Autorität und der Staatsmacht zu gebrauchen haben.

Die Gegenüberstellung der bürgerlichen und revolutionären Parteien ist vom historischen Standpunkte aus auch darum zu verwerfen, weil nicht der vierte Stand, die Arbeiter, sondern die Bürger des tiers-état die Träger der Revolution gewesen sind. Arbeiter und Tagelöhner haben wohl an einigen entscheidenden Tagen mitgewirkt, aber die Früchte der Revolution hat doch die Bourgeoisie geerntet. Der Triumph der revolutionären Bourgeoisie dauert von 1789 bis 1848. An keinem Punkt der Erde drängt sich die Geschichte dieser Bewegung und ihre Kontinuität so deutlich einem ins Bewußtsein als auf der Place de la Bastille in Paris. Eine Linie im Pflaster zwischen der Rue St. Antoine und dem Boulevard Henri IV bezeichnet die Stelle, wo die Bastille lag, die am 14. Juli 1789 erstürmt wurde. Inmitten des Platzes selbst erhebt sich heute die Julisäule zu Ehren der Barrikadenkämpfer der Julirevolution von 1830, und in dem runden Unterbau findet man in kolossalen Särgen nicht nur die Gebeine der Gefallenen aus dieser Zeit, auch noch die Opfer der Februarrevolution von 1848 wurden hier beigesetzt. Und wieder während des Kommuneaufstandes im Jahre 1871 war hier eine der letzten Barrikaden errichtet. Damals zuerst hat das Proletariat wirklich die Macht erhalten und ausgeübt, war es nicht mehr bloß die Meute der Revolution, sondern der Führer und Träger derselben.

Aus Rio Grande do Sul,

(Korrespondenz.)

Es wird hier wieder von dem Hafenbau von Torres gesprochen. Dieses Projekt war immer der Lieblingsgedanke des früheren Präsidenten und jetzigen Parteichefs Borges de Medeiros und ihm ist es wohl zuzuschreiben, daß der alte Plan wieder aus dem Papierkorbe hervorgeholt wurde. Mit diesem Hafen würden hauptsächlich die deutschen Kolonien gewinnen, denn sie könnten ihre Produkte mit einer Zeitersparnis von zwei oder gar drei Tagen direkt nach Rio exportieren. Jetzt fährt man von Porto Alegre über die Lagoa dos Patos nach Rio Grande. Diese Fahrt gegen Süden dauert mit Anlaufung Pelotas ca. vierundzwanzig Stunden. Nach der Passierung der berühmten Barre wendet man den Kiel nordwärts und nach weiteren vierundzwanzig Stunden ist man wieder auf derselben Breite, auf der man vor zwei Tagen war — auf der Breite von Porto Alegre nämlich. Mit der Oeffnung des Torres-Hafens würde dieser Umweg wegfallen und man könnte die Reise von Porto Alegre nach Rio sofort in gerader Richtung antreten, denn Torres liegt nörd-

lich von der Hauptstadt an dem Grenzfluß zwischen Rio Grande do Sul und Santa Catharina. Rio Mampituba.

Ein großer Vorteil des Torres-Hafens vor dem von Rio Grande für die nördlichen Municipien des Staates, also hauptsächlich für die Koloniezone, ist demnach unverkennbar, aber die fatale Sache ist, daß mit dem Hafen allein noch nicht alles getan ist, denn Torres ist mit Porto Alegre schlecht verbunden. Es ist nun zwar die Möglichkeit vorhanden, die Hauptstadt mit dem Hafen durch Eisenbahnen über Taquara do Mundo Novo oder durch eine durch die zahlreichen kleinen Strandseen führende Schiffahrtsstraße zu verbinden, aber sowohl der eine wie der andere Plan würde große Summen kosten, die der Staat jetzt wohl schwer würde aufbringen können. Außer der Erwägung rein finanzieller Natur fällt noch die Opposition der südlichen Municipien in Betracht. Dem Hafen von Rio Grande wäre durch den von Torres die Hälfte des Hinterlandes entzogen und es würden über ihn nur die Produkte der Viehzucht des Südens und die der Landwirtschaft von der Kolonie S. Lourenço exportiert. Der bei weitem kaufkräftigere Norden des Staates würde über den neuen Hafen importieren und somit würde der Ein- und Ausgang von Rio Grande sich wenigstens um die Hälfte vermindern und die Frage, ob der reduzierte Handel noch die Auslagen für die bereits seit längerer Zeit in vollem Gange befindenden Oeffnung der Barre noch überhaupt decken könnte, wäre nicht mehr von der Hand zu weisen.

Borges de Medeiros wollte seinerzeit das Projekt der Barre-Oeffnung fallen lassen und nur den Hafen von Torres ausbauen. Das wäre das einzig richtige gewesen, aber der Plan fand nicht die nötige Zustimmung, denn der äußerste Süden wollte von der Barre nicht absteigen und jetzt muß man sagen, daß, nachdem der Hafenbau von Rio Grande bereits in Angriff genommen ist und nicht mehr aufgegeben werden kann, die Realisierung des zweiten Projektes eine Teilung der Kräfte und Schädigung des Ganzen bedeuten würde. Wäre die Bevölkerung des Staates so kauf- und verkauffähig, daß die Auslagen für zwei ähnliche Unternehmen durch die Abgaben gedeckt werden könnten, da wäre die Opportunität für das Projekt Borges de Medeiros, jetzt muß man aber sagen, daß sein Plan, so vorteilhaft er auch für die Kolonien sein mag, nicht mehr oder auch noch nicht spruchreif ist. Hoffentlich überlegen die verantwortlichen Männer, bevor sie etwas unternehmen, die Pläne recht reiflich und verderben in ihrem Eifer nicht das, was später, wenn die Produktion und der Handel zugenommen, mit gutem Erfolg zu Ende geführt werden kann.

Ein anderes Projekt, das näher liegt und von dem daher mehr gesprochen wird als von dem Hafenbau in Torres, ist der Kaibau in Porto Alegre. Die Staatshauptstadt hat noch keine Kaiauern. Jetzt ist aber die Staatsregierung vom Bundeskongreß ermächtigt worden, zum Zweck eines Kaibaues Terrains zu enteignen und so ist das Bauprojekt in greifbare Nähe gerückt. Da das Laden auf Kais leichter ist als auf Trapiches, so wäre anzunehmen, daß der portoalegreenser Handel sich über dieses Projekt freut, aber dieses ist nicht der Fall, denn die Sache hat auch ihren Haken und es kommt einem so vor, als hätte die baueifrige Regierung wieder einmal etwas nicht richtig überlegt. Wo Kais existieren, dort muß auch eine Kaisteuer gezahlt werden, wo aber keine sind, dort wird diese Steuer eben nicht gezahlt. Nun können die großen Ozeandampfer, die nur mit Mühe und Not über die Barre nach dem Rio Grande gegenüber liegenden S. José do Norte kommen, nicht nach Porto Alegre fahren, weil die

Lagoa dos Patos nur für kleinere Küstenfahrzeuge praktikabel ist; die großen Dampfer setzen ihre für die Hauptstadt bestimmte Ladung auf Leichter und diese bringen sie hinauf. Für die Umladung zahlt der Handel eine Hafensteuer, und wenn er nun in Porto Alegre wieder für die Benutzung der Kais zu berappen hätte, da müßte er doppelt blechen und das wäre ganz entschieden zuviel, zumal die Abgaben schon jetzt gerade hoch genug sind. Das Kai-projekt wäre nach der Ansicht des Handels — und dieser dürfte für diese Frage wohl der maßgebendste Faktor sein — nur dann zeitgemäß, wenn die Ozeandampfer an Rio Grande und S. José do Norte vorbei über die Lagoa nach Porto Alegre fahren könnten. Bis dieses aber möglich wird, dürfte noch eine ganze Menge Wasser durch die Barre in den Ozean fließen, denn zu diesem Zwecke müßte man einen Kanal durch die Lagoa anlegen, und eine solche Fahrinne von mehreren hundert Kilometern zu bauen, ist wohl etwas schwerer, als auf dem Papier große Projekte zu entwerfen.

Von dem Schmalzhandel, einem der hauptsächlichsten Erwerbszweige der Kolonien, ist nichts gutes zu melden. Die Preise fallen, das Geschäft wird immer schlechter, und mit dem dadurch verursachten Rückgang der Kaufkraft der Kolonien leidet auch der Importhandel, dessen Absatz sich in gleichem Maße vermindert. Die Ursachen des Preissturzes sind sehr begreiflich. In Rio und im Norden sind noch Vorräte vom vorigen Jahre vorhanden, die Gummikrisis in Para und Amazonas bewirkte eine Abnahme der dortigen Aufnahmefähigkeit und der andauernde niedrige Wasserstand des Paraguay lähmte die Ausfuhr nach Matto Grosso. Die Produktion ist dagegen eine sehr gute gewesen und das Angebot übersteigt demnach begreiflicherweise die Nachfrage sehr bedeutend.

Daß mit dem berüchtigten Viriato de Natividade die Banditen in diesem Staate noch nicht ausgerottet worden sind, zeigt folgender trauriger Fall. Schon seit einiger Zeit machte eine große Räuberschar die Grenzmunizipien São Borja und Itaqui unsicher. In dem letzten Munizip überfielen sie neulich das Haus eines gewissen Pedro d'Avilla, knebelten den Mann, zwangen ihn zur Herausgabe einer größeren Summe Geldes, das er von dem Coronel João Francisco für eine Rindertropa erhalten hatte, und schnitten ihm, nachdem sie die im Hause anwesenden Frauen vergewaltigt hatten, den Hals durch. Am nächsten Tage tauchten dieselben Banditen wieder im Munizip Itaqui auf, wo sie das Haus eines gewissen Gomes de Oliveira überfielen. Zuerst fielen den Unmenschen drei Knaben, Söhne des Oliveira, in die Hände, denen sie aus purer tierischer Mordlust die Häuse abschnitten. Nach dieser Tat erwischten sie die Schwestern der Ermordeten, die wieder vergewaltigt wurden, und als Gomes selbst ahnungslos nach Hause kam, wurde auch ihm die Kehle abgeschnitten. Frau Gomes de Oliveira wurde aus Angst wahnsinnig. Wie bei Avilla um Raub, so soll es sich bei Oliveira um Rache gehandelt haben, denn dieser hatte einige Tage vorher mit dem Anführer der Bande, einem Tropeiro João Franciscos namens Joaquim Nogueira, einen Wortwechsel gehabt, weil dieser von ihm Vieh auf Borg haben wollte, während er Barzahlung verlangte.

Solche nichtssagende Zwischenfälle führen in den Grenzmunizipien Rio Grandes zu der Vernichtung einer ganzen Familie, zu Schandtaten, die im wilden Kaukasus auch nicht schlimmer passieren können, und doch nennt sich Rio Grande do Sul unverdrossen „Estado modello“ und die positivistische Regierungspresse posant in alle Winde ans, daß kein Staat Brasiliens, ja nicht der ganzen Welt,

so gut verwaltet und regiert sei, wie der der Gauchos.

Mit Argentinien hat man noch keinen Auslieferungsvertrag und die Banditen entwischen immer über die Grenze, um bald wieder anderswo aufzutauhen. Und wenn sie auch der Polizei in die Hände fallen, dann werden sie von den Geschworenen, die sich fürchten, von den Verwandten der Räuber um die Ecke gebracht zu werden, in der Regel wieder freigesprochen. Vor einigen Jahren mußte der Bandit Amancio Correa, der zwölf Morde auf dem Gewissen hatte, von Rio Pardo nach Porto Alegre zur Aburteilung geschickt werden, weil es in der erstgenannten Komark nicht möglich erschien, eine Jury, die ihn hätte aburteilen sollen, zustande zu bringen, und weil man befürchtete, seine Freunde, die Caboclos von der Serra, würden ihn mit Gewalt zu befreien suchen. Warum schiekt man alle diese Verbrecher, die man erwischt, nicht nach der Hauptstadt und verurteilt sie, wie Correa verurteilt wurde, zu dem Höchstmaß von dreißig Jahren Zellenhaft? Das würde schon etwas nützen, noch besser wäre es aber, wenn man diesen Leuten die Flucht nach Argentinien durch einen Auslieferungsvertrag unmöglich machen würde. Auch die Abschaffung der Todesstrafe wird von verschiedenen Seiten beklagt, aber ich glaube, daß diese Caboclos sich vor dem Kerker mehr fürchten als vor dem Tode und daß die Zellenhaft für die freiheitgewöhnten Söhne der Campanha die schwerste Strafe ist. Aber sie müßte unbedingt in jedem Fall und nicht nur alle Jubeljahre einmal verhängt werden.

Berliner Brief.

Berlin, den 10. August 1911.

Wenn in den Zeitungen allerhand außerordentlich verständnisvolle, auf langjährigen Erfahrungen der Schreiber beruhende Notizen erscheinen, wie etwa: „Ist der Sperling nützlich oder schädlich?“ — „Das Brigantentum in Italien“, „Die Lieblingsspeisen der Monarchen“, — „Woran ist Napoleon I. eigentlich gestorben?“ — — ja, dann wissen wir, daß die „stille Zeit“ auch für Berlin gekommen ist, daß sich abermals ein Stück moderner Völkerwanderung abgespielt hat. Ein beträchtlicher Teil der Einwohnerschaft weilt auswärts, die Zurückgebliebenen finden es plötzlich sehr „mollig“ in ihrem Berliner Nest — oder tun wenigstens so; was sie sonst als selbstverständlich ansehen, gewinnt mit einem Male ein besonderes Interesse, viele entdecken dann erst wichtige Eigenheiten „ihrer“ Stadt und sind sehr stolz darauf, wenn sie einen Blick in das innere Getriebe dieser oder jener wichtigen Einrichtung, die Berlin zum Ruhme gereicht, getan haben.

Letzteres ist in ausgesprochener Weise bei der Feuerwehr der Fall, die erst kürzlich wieder 36 Personen bei einer Brandkatastrophe in der alten Alexanderkaserne gerettet hat. Die Augen aller leuchten auf, wenn die Löschzüge dahin rasen, sei es durch eigene Kraft getrieben, — gegenwärtig 38 Autos — sei es von schlank galoppierenden Pferden gezogen, von denen nur noch 120 in den Diensten der Wehr stehen. Klinglingling, Klinglingling — immer näher der Brandstelle ertönt das grelle Läuten, den Gefährdeten neue Hoffnung einflößend, denn die Rettung naht.

Mit scharfem Ruck halten die Wagen vor dem vom Feuer heimgesuchten Hause, einige schnelle, entschlossene Kommandoworte des leitenden Offiziers, der sich während der Fahrt bereits aufs ge-

naueste aus dem „Wasserbuche“, in welchem jedes Grundstück verzeichnet ist, über die nächsten Brunnen, Wasserläufe, Hydranten usw. orientiert hat, und schon sind die braven Retter in voller Tätigkeit; gewaltige, von der fauchenden Dampfspritze oder neuerdings dem elektrischen Motor geschleuderte Wasserstrahlen suchen zischend den Brandherd von außen zu begrenzen, den von den Treppen aus ein Trupp Feuerwehrleute sofort aufgesucht hat, soweit dies nötig ist, mit Axt und Beil hantierend, während andere die Flammen aus Schläuchen, die sie die Treppen hinaufgezogen haben, mehr und mehr eindämmen. Da — ein Krachen und Poltern, eine wirbelnde, zum Himmel aufsteigende Flammengarbe inmitten schwerer, dunkler Rauchstöße: das Feuer hat das oberste Stockwerk erreicht und das Dach durchbrochen, die innere Verbindung ist durch furchtbaren Qualm aufgehoben worden, an den Fenstern des obersten Stockwerkes zeigten sich hilfessuchende Menschen, eine Frau mit schreekverzerrten Gebärden, der die Furcht jeden Laut benommen hat, hält, den Oberkörper weit über das Fensterbrett gelehnt, ihr Kind hinaus, als ob sie sich mit ihm auf das Pflaster stürzen wolle.

Auch der unten in dichtem Gedränge stehenden Massen bemächtigt sich wachsende Aufregung, aber mitten durch das Gelärm und Gewirr ertönt in sicherer Ruhe der Befehl: „Die Leitern an!“ und im selben Augenblick schon liegt eine der Leitern, die an ihrem oberen Ende mit scharfen, langen, sich in das Holz der Fensterbretter einkrallenden eisernen Haken versehen ist, flach an dem Hause an, und flink gleitet ein Feuerwehrmann empor, der, während gleichzeitig der Karabinerhaken seines breiten Hüftgürtels eine der letzten Sprossen umklammert, eine zweite Leiter nach sich zieht und diese in das über ihm befindliche Fenster einfügt, dann an ihr, die andere nach sich ziehend, emporhastet, bis er oben an der bedrohten Stelle angelangt ist. Den Rettungssack und die Rettungsleine hat er um seinen Körper geschlungen, der Widerhaken der Leine ist sofort an einem Fensterkreuz befestigt; man sieht, wie er die vor Entsetzen fast besinnungslose Frau zurückzieht, dann, wie er, von zwei Bewohnern unterstützt, ein schweres Paket auf das Fensterbrett hebt, das nun an der unter von zwei Feuerwehrleuten gehaltenen Leine herabgleitet und nach wenigen Sekunden auf dem Boden anlangt, wo eifrige Hände die gereitete Frau, die krampfhaft ihr Kind an die Brust gedrückt hat, von der leinenen Umhüllung befreien.

Unterdessen hat oben die Gefahr zugenommen, ein Funkenregen sprüht aus den Dachluken heraus, und aus den Fenstern unter denselben dringt in immer stärkeren Wogen erstiekender Rauch hervor, ein langgezogener Pfiff ertönt von oben, und gleich darauf erschallt unter das Kommando: „Das Sprungtuch heran!“ Kaum ist die letzte Silbe verhallt, so ist auch schon das große hirschlederene Sprungtuch ausgebreitet, gehalten von zwanzig und mehr Feuerwehrleuten, deren Blicke nach oben gerichtet sind, um im äußersten Moment noch die Richtung des Tuches zu ändern. Tiefe Stille ist plötzlich eingetreten, verstummt ist das Gesurr und Gessum der eben noch mühselig von den Schutzleuten im Zaum gehaltenen Menge, aller Augen heften sich in angstvoller Spannung an jenes Fenster, das von Rauch eingehüllt ist — — mein Gott, sollte es zu spät, sollte Rettung nicht mehr möglich gewesen, sollten die Bedrängten, im letzten Augenblick von Qualm betäubt, unrettbar verloren sein. Aber nein — dort zeigt sich eine Gestalt am Fensterkreuz, neben ihr der Feuerwehrmann, der nach unten weist. „Vorwärts! vorwärts!“ rufen einige Stim-

men von unten, und „Mut! Mut!“ — „Achtung!“ tönt das Kommando des Offiziers, fester fassen die nervigen Fäuste das Tuch, auf dem gleich darauf die Gestalt eines Mannes aufprallt, noch zweimal emporgeschleudert, dann aber von eifrigen Händen gefaßt und auf den Erdboden gestellt wird, auf welchem der Gereitete hin und her taumelt, bis sich die Samariter der Feuerwehr seiner annehmen und ihm Stärkung zuteil werden lassen. Noch zwei andere Männer unternehmen dicht hintereinander den Sprung, der letzte scheint eine schwere Verstauchung erlitten zu haben, denn er vermag sich nicht auf den Füßen zu halten und wird zu dem nahe Mannschaftswagen getragen, wo ihm von im Heildienst ausgebildeten Feuerwehrleuten die erste Hilfe erwiesen wird. Aber wo bleibt jener Brave, der die Menschenleben gerettet? — da ein lautes Jubeln, ein donnerndes Hurrah und Hoch, soeben schwingt er sich über die Fensterbrüstung, den Rettungsgürtel umgehungen und mit den Händen sich an der Leine festhaltend, während über ihm sich bereits glühend gewordene Dachziegel loslösen. Inmitten eines Funkenregens hat er den Fußboden erreicht und nun, das Gesicht geschwärzt, den Bart versengt, die inneren Handflächen blutend, nachdem er den Haken des Gürtels von der Leine gelöst, sogleich in dienstlicher Haltung auf den Offizier zu mit der Meldung: „Kein Menschenleben mehr in Gefahr!“

Es scheint, daß die lodernden Elemente, mißmutig darüber, daß ihnen die Opfer entronnen, sich selbst Einhalt gebieten wollen, in Wirklichkeit aber hat man sie von einer günstigeren Stellung aus in Angriff genommen; auf den Dächern der benachbarten Häuser heben sich scharf von den wehenden Rauchwolken die Figuren mehrerer Feuerwehrleute ab, die von hier aus die knatternden Wasserstrahlen in den Brandherd senden, aus dem immer stärker der weiße Dampf emporquillt. „Jetzt sitzt's!“ heißt es im Publikum, und „jetzt sitzt's!“ denken auch wohl die Kühnen dort in der schwindelnden Höhe, denn die Flammen lassen allmählich nach und züngeln schließlich nur hin und wieder noch aus dem glimmenden Schutt empor, bis sie auch in diesen ihren letzten Schlupfwinkel hinein verfolgt werden und in der kalten Umarmung des feindlichen Elementes ersticken. „Das Feuer ist gelöscht!“ erfolgt die Meldung an den wachhabenden Offizier. Eine Anzahl von Mannschaften bleibt zum Aufräumen und zur Beaufsichtigung der Brandstätte zurück, die Spritzen rasseln davon, den Feuerwachen zu, von wo sie, wenn es ein unglücklicher Zufall will, nach wenigen Minuten schon wieder alarmiert werden, um von neuem den Kampf aufzunehmen, von neuem Rettung zu bringen als wahre Helden des Friedens, für die, oft als einziger, aber auch schönster Dank, manch heißes Segenswort den Weg zum Himmel nimmt: —

Interessant ist es, einen Blick in den inneren Mechanismus der Feuerwehr zu tun. Die ersten Mitteilungen von einem Brande dürften meist — telephonisch oder direkt — bei einer der Polizeiwachen erfolgen. Der dort beschäftigte Telegraphist gibt sogleich durch fünfmaliges Aufklöpfen das Feuersignal nach der Polizeizentralstation am Alexanderplatz, von der aus sämtliche Feuerwehrdepots Berlins alarmiert werden; nach diesem ersten Alarm folgen dann die näheren Angaben der Straße und Hausnummer, sowie der Bedeutung des Feuers, ob klein, mittel oder groß. Welche Wirkung bringt nun das telephonische Signal in den Feuerwehrdepots hervor? Der Telegraphist sitzt an seinem Tischchen, da meldet der Apparat „Feuer!“ Sofort dreht der Beamte eine kleine Kurbel, die auf dem Tische dicht vor ihm angebracht ist, und in

der gleichen Sekunde läutet es Alarm in der gesamten Feuerwache, in den Stallungen, Mannschaftszimmern, in der Wachtstube usw. Nun erst sieht der Telegraphist nach, wo das Feuer ausgebrochen ist, und damit jeder Irrtum ausgeschlossen bleibt, gibt der Morseapparat sechsmal den betreffenden Ort an. Unterdessen steht auch schon der Löschzug bereit, denn bei dem ersten Alarmzeichen eilt jeder — sei es Tag oder Nacht — an den genau vorherbezeichneten Platz, sogar die stets gezäumten und geschirrten Pferde drehen sich, an das Signal hinreichend gewöhnt, von selbst um und werden von den Fahrern zu den bereits von anderen fleißigen Händen auf den Hof gezogenen Spritzen und Wagen, auf denen die Bedienungsmannschaften schon Platz genommen haben, geführt, wo sie im Umsehen angekoppelt sind.

Diese Wirkung bringt ein Feueralarm in allen Depots von ganz Berlin hervor, aber selbstverständlich rücken nicht sämtliche Löschzüge zur Brandstätte aus, sondern außer dem Offizierswagen der Hauptwache nur der Zug, in dessen Bezirk das Feuer ausgebrochen ist, sowie der nächstbenachbarte Zug. Unterdessen bleiben die übrigen Züge in Bereitschaft, bis von der Brandstelle die telegraphische Nachricht erfolgt, ob und welche Verstärkungen nötig sind. In besonderen Fällen, vor allem wenn „Großfeuer“ gemeldet wird, bei Theater- und Fabrikgebäuden, bei Feuersbrünsten in der Nähe der Museen und königlichen Palais, erscheint sogleich eine ganze Reihe von Löschzügen; stets wird aber darauf gesehen, daß noch eine genügende Reserve für etwaige gleichzeitige Brände in den einzelnen Bezirken verbleibt.

Hier sei bemerkt, daß man seit geraumer Zeit nicht mehr dem früheren System huldigt, das Feuer durch enorme Wassermassen zu ersticken, wodurch oft ein weit größerer Wasser- als Feuerschaden angerichtet wurde, sondern daß man es von seiner Umgebung abzuschneiden und auf seinen Herd einzudämmen sucht. Um diesen Herd zu erforschen und zu bekämpfen, werden von den Sappeuren, jenen Mannschaften, welche abseits der Spritzen in unmittelbarer Nähe des Feuers tätig sind, meist der Rauchhelm und der Feueranzug benutzt. Ersterer ähnelt dem metallenen Helm der Taucher und gestattet, wie dieser, durch eine Schlauchleitung die stete Zuführung frischer Luft, sowie eine mündliche Verständigung; letzterer umschließt den ganzen Körper und ermöglicht durch eine sinnreiche Vorkehrung an der dem Rauchhelm fast gleichenden Kopfbedeckung die Selbstberieselung in der Weise, daß der Sappeur mittelst des Schlauches sich und seine von dem Feueranzuge bedeckte Uniform besprengen kann. Wichtige Dienste leisten außer dem schon angeführten Sprungtuche die gleichfalls bereits erwähnten Rettungssäcke und Rettungsgürtel, erstere für Frauen und Kinder, letztere für Männer.

Aber nicht nur dem Feuer muß unsere tapfere Truppe Einhalt gebieten, auch bei Unglücksfällen anderer Art, an denen das weltstädtische Leben und Treiben ja leider reich genug ist, wird ihre Hilfe in Anspruch genommen: sie hat schon Verschüttete gerettet, hat in Wassergefahr Bedrängten Hilfe gebracht und auf schwankenden Leitern Menschen von schwindelnden hohen Dächern, auf die sie sich aus irgend einem Grunde geflüchtet, sicher herabgeholt. Wo sich die markigen Figuren der Feuerwehrleute in ihren schlichten dunklen Uniformen, von denen sich oft genug leuchtend das schönste Ordenszeichen, die Rettungsmedaille, abhebt, zeigen, da tritt, mag die Gefahr noch so groß sein, Beruhigung und Zuversicht ein. Wenn jemand seinem Sinnsprüche Ehre macht, so ist es unsere Feuer-

wehr, die ihren Wahrspruch erfüllt: „Dem Höchsten zur Ehr', dem Nächsten zur Wehr!“

Ueberseeische Postnachrichten.

— Durch die Verurteilung des Leutnants Arnold hat ein Kolonialskandal, der seit Jahren belgische Richter im Kongo beschäftigte, seine Erledigung gefunden. Leutnant Arnold von der Kongoarmee war wegen unmenschlicher Behandlung und fahrlässiger Tötung von Negern angeklagt. Ihm wurden über fünfzig Verbrechen zur Last gelegt. In der ersten Instanz des Prozesses wurde Arnold freigesprochen. Der Sozialist Vandervelde unternahm dann in Kammer und Presse einen Feldzug gegen Arnold, und jetzt wurde der unmenschliche Kolonialoffizier zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt.

— Wie Berl. Bl. mitgeteilt wird, ist beabsichtigt, am Untergrundbahnhof Alexanderplatz in Berlin zur Erhöhung der Verkehrssicherheit einen unterirdischen Turmbahnhof mit in verschiedenen Etagen liegenden Bahnsteigen zu errichten. Hier würden sich nämlich, ähnlich wie bei dem Gleisdreieck, zwei Linien, die Schönhauser und Lichtenberger Linie, kreuzen müssen. Durch Anlage des Turmbahnhofes wird aber erreicht, daß eine Bahn unter der anderen fahren kann und daß dadurch die Verkehrssicherheit völlig gewahrt ist. Der Bahnhof Klosterstraße wird für die beiden Linien Schönhauser-Allee und Frankfurter-Allee Abzweigbahnhof und die Vermittlungsstelle für den gesamten Verkehr zwischen dem Osten Berlins und dem Süden und Westen sein.

— In Altona wurde der Dienstknecht Karl Schubert verhaftet, dem fünfzigfache Brandstiftung nachgewiesen werden kann. Schubert war bis vor drei Jahren wegen Geistesstörung in einer Anstalt interniert, und es scheint fraglich, ob er für seine Straftaten verantwortlich gemacht werden kann.

— In Wehren bei Bad Meinberg hat sich am 27. Juli ein schreckliches Brandunglück ereignet, dem sechs Personen zum Opfer fielen. Gegen eineinhalb Uhr nachts wurde der Bauernhof Schlingmann Nr. 13 durch Blitzstrahl eingeäschert. Gegen 3 Uhr nachts, nachdem das Innere des Wohnhauses bereits vollständig ausgebrannt war, stürzte der Vordergiebel nach vorn herüber und erschlug dabei sechs Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr. Die Verunglückten waren sofort tot. Alle Verunglückten waren Familienväter.

— Ein schwerer Fall von Insubordination ist beim 22. Infanterie-Regiment in Zweibrücken vorgekommen. Auf dem Kasernenhofe des 2. Bataillons warf plötzlich der Infanterist Buchmann von der 8. Kompagnie dem Vizefeldwebel beim Exerzieren das Gewehr vor die Füße. Vor den Hauptmann geführt, warf er diesem das gezogene Seitengewehr vor die Füße. Zunächst wurde der Mann zur Beobachtung seines Geisteszustandes ins Lazarett gebracht.

— Großes Aufsehen erregt in ärztlichen Kreisen New-Yorks ein eigentümlicher Fall von Schlafkrankheit, der sich in Springfield zugetragen hat. Eine Frau, welche 86 Tage geschlafen hatte, wurde aufgeweckt und befindet sich augenblicklich auf dem Wege der Besserung. Sie war in den ersten Tagen des Monats März eingeschlafen, und alle Mittel, sie zum Bewußtsein zurückzubringen, blieben erfolglos. Nach 26 Tagen wurde sie wach, schlief aber kurze Zeit darauf wieder ein. Jetzt endlich ist es gelungen, sie zu wecken, jedoch ist sie nicht im Besitze der Sprache, sondern muß sich durch Zeichen verständlich machen. Die Aerzte hoffen jedoch, daß sie auch dieses Uebel beseitigen werden.

— Der bayrische Minister des Innern von Brettreich empfing eine Reihe von Vertretern der Industrie in Sachen der Schiffbarmachung des Rheins bis zum Bodensee. Der Minister erklärte laut „Köln.Ztg.“, dem Gesamtprojekt sympathisch gegenüberzustehen, und zeigte sich grundsätzlich bereit, die Einsetzung eines Ausschusses zu den Projektierungskosten ins nächste Budget im Ministerrat zu vertreten.

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 30. Aug.

Gründungsversammlung des Schulvereins Mooca-Braz. Einem längst empfundenen Bedürfnis Rechnung tragend, wurde unter obigem Namen am vergangenen Sonntag der Grund für eine neue deutsche Bildungsstätte in den volkreichen Vorstädten S. Paulos, Mooca und Braz, gelegt. Es ist mit Freude zu berichten, daß an der Versammlung in der Pension Gehrlicher mehr als vierzig deutschsprechende Interessenten teilnahmen und als ganz besonders ehrend hervorzuheben, daß der deutsche Konsul, Herr von der Heyde, dieselbe durch sein Erscheinen und seine Anteilnahme an den Verhandlungen auszeichnete. Nachdem durch ein Hoch auf den Deutschen Kaiser die Versammlung eröffnet und eine aus 3 Herren bestehende Kommission für die Leitung derselben erwählt worden war, legte Herr Fr. Schneider in längerer Rede dar, daß die deutsche Schule im Auslande der beste Hort der heiligsten deutschen Güter der vom Vaterlande entfernt wohnenden Stammesgenossen und das allerbeste Erbteil derselben für ihre Kinder sei. Durch mancherlei erschwerende Umstände sei es den deutschsprachlichen Bewohnern jener Gegend bisher unmöglich gewesen, eine deutsche Schule zu unterhalten, da aber der Stein einmal ins Rollen gekommen und nicht mehr aufzuhalten sei, so sei der Augenblick gekommen, die Sache energisch zur Ausführung zu bringen. Auf seine Entscheidungsfrage erklärten sich alle Anwesenden bereit, den Schulverein zu gründen und ihm helfend und fördernd zur Seite zu stehen. Alsdann wurde der Vorstand für das laufende Jahr gewählt und ihm die baldige Vorlage der Satzungen zur Pflicht gemacht. Gewählt wurden Herr Friedrich Schneider als erster und Herr Emil Zahn als zweiter Vorsitzender, Herr Eduard Müller als Schriftführer, Herr August Groke als Kassierer und Herr Anton Richter als Beisitzer. Der Vorstand wird als Grundlage für seine Arbeit die Statuten des Brudervereins Villa Marianna durchberaten, da es auf der Hand liegt, daß dieselben, das Resultat zehnjähriger Erfahrungen an Ort und Stelle, am geeignetsten sein müssen. Nach Erledigung der Tagesordnung ergriff Herr Konsul von der Heyde das Wort und sprach in biederer, herzlichen Worten der Versammlung seine Anerkennung über das Resultat derselben aus, versichernd, daß von seiner Seite alles mögliche für die Förderung der deutschen Sache zu erwarten sei. Herzlicher Beifall der Versammlung war der Dank für solche ermunternde Worte. Es muß noch erwähnt werden, daß nach Schluß der Versammlung die meisten Teilnehmer noch längere Zeit bei einem Glase Bier beisammen blieben und ihrer Freude über das Zustandekommen der edlen Sache lebhaften Ausdruck verliehen. So ist also ein neuer Hort für die edlen Güter der germanischen Völker geschaffen. Möge jeder, dem die Erhaltung desselben ans Herz gewachsen ist, seinen Teil für die Erhaltung desselben, für die Förderung und das Emporblühen der deutschen Schule beitragen. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

— Am 31. d. M. läuft auf der städtischen Hauptkasse der Termin zur Zahlung der Gewerbe- und Industriesteuer ab, worauf wir Interessenten aufmerksam machen. Die bis zu diesem Tage gezahlten Steuern genießen einen Rabatt von 20 Prozent. Dieser Rabatt fällt nach abgelaufenem Termin fort und es werden außerdem noch Strafen wegen säumiger Zahlung erhoben.

— In einem Artikel, welchen die „Gazeta de Noticias“ in Rio über „Die Syrier in Brasilien“ ver-

öffentlicht, schreibt Herr Nicolaus Maluf Bey: „Ich wünsche wahrhaftig das Glück meines Vaterlandes, welches hier durch meine Landsleute vertreten ist, wie ich das Glück Brasiliens wünsche, in welchem ich ein so weites Feld für meine Tätigkeit gefunden habe. Ich verteidige die Interessen meiner Landsleute, weil sie keine Vandalen sind, sondern Arbeiter mit guten Sitten und gute Landwirte, überhaupt Elemente der Ordnung und des Fortschrittes. Hiervon finden sich Beispiele im Staate S. Paulo. In der Penha, einer wunderbaren Stadt, nur wenige Kilometer von der Hauptstadt entfernt, mit ungeheurer Zukunft, wie mir ein tüchtiger Arzt mitteilte, der ganz Europa bereist hat, finden sich verschiedene kleine Anwesen meiner Landsleute, auf denen dieselben Früchte, Gemüse usw. kultivieren und die ihnen recht guten Nutzen geben. Die Penha hat den Flächeninhalt der Stadt Paris und die Einwohnerzahl von Bordeaux.“ — Der Gewährsmann des Herrn Maluf Bey scheint den Vorort Penha mit einem starken Vergrößerungsglas gesehen zu haben. Derselbe ist ja ein ganz netter und durch seine Bondsverbindung mit dem Zentrum von S. Paulo auch wohl ein zukunftsreicher Ort, daß daselbst aber eine nennenswerte Obstkultur von Syrieren betrieben wird, ist uns neu, wie wir überhaupt die sehr schätzenswerte syrische Kolonie weniger als Ackerbauer und Landwirte als aber als sehr tüchtige Geschäftsleute und Industrielle kennen.

— Die brasilianische Industrie, ihr Stand, ihre Entwicklung und ihr Einfluß auf den deutschen Export nennt sich ein Vortrag, den Dr. Voß-Frankfurt a. M. in der Mitgliederversammlung des Mittelrheinischen Fabrikantenvereins in Mainz am 9. März 1911 gehalten hat und der jetzt bei Karl Theyer in Mainz im Druck erschienen ist. Voß untersucht einleitend die Naturschätze Brasiliens und in Flora und Fauna und schließt mit den Industrien, die noch gar nicht oder nur sehr wenig entwickelt sind, denen aber nach seiner Ansicht eine bedeutende Zukunft bevorsteht. In erster Linie steht hier die Eisenindustrie. Angesichts der großen Eisenerzlager in Minas Geraes, S. Paulo, Rio de Janeiro und Parana will die Regierung die Roheisenerzeugung im eigenen Lande fördern. Zu den beiden arbeitenden Hochöfen, die täglich 25 bis 30 Tonnen erzeugen, ist jüngst ein dritter von 15 Tonnen täglicher Leistungsfähigkeit angeblasen worden. Eine englische Gruppe hat weiter in Itabira do Matto dentro große Eisenerzlager erworben, um die Erze auszuführen. Da die brasilianische Zentralbahn nicht genügt, baut die Gesellschaft, an deren Spitze die Londoner Firma Dick, Kerr & Co. steht, eine elektrische Bahn von den Lagerstätten bis Viktoria. Die Gesellschaft will jährlich drei Millionen Tonnen ausführen, bei 300 Arbeitstagen also täglich zwei Dampfer zu 5000 Tonnen. Als Gegenleistung für die Gerechsamkeit muß sie einen mit den reichlich zu Gebote stehenden Wasserkraften zu betreibenden elektrischen Hochofen von 1000 Tonnen Monatsleistung errichten. Ueber einen zweiten weiter im Süden zu errichtenden elektrischen Hochofen schweben noch die Unterhandlungen. Die brasilianische Nationalbank plant einen elektrischen Ofen für die Verarbeitung von Schrott zu Stahl. Der Traum der brasilianischen Politiker und Patrioten geht dahin, allmählich den ganzen Bedarf an Schienen, Eisenrohren, Draht usw., vor allem aber den an Waffen und Geschützen im Lande herzustellen. In Anbetracht der gewaltigen Ueberschuldung, die die brasilianische Landwirtschaft und auch einzelne Sonderindustrien, z. B. die von Deutschen vermittelte Emaille-Industrie in S. Paulo, der Welt bereitet haben, ist das durchaus keine Schimäre. Einstweilen gibt es noch Industrien genug, die auf Jahre hinaus Europa und damit auch Deutschland ein lohnendes Absatzgebiet versprechen. Ihr Gesamtwert betrug nach der Zusammenstellung der Voßschen Schrift im Jahre 1909 über 100 Millionen Mark.

Vom Büchertisch. Wer kennt nicht die ziegelgelbten Hefchen von Reclams Universalbibliothek?

Wem haben die handlichen und billigen Bändchen nicht schon über eine Stunde der Langeweile hinweggeholfen, ernste Belehrung oder poetische Anregung gebracht? Kein Volk der Erde kann unserer deutschen Universalbibliothek eine ebenbürtige Sammlung zur Seite stellen, und das Wort Wilhelm Bölsches: „Reclam bedeutet eine Station der Volksbildung auf der Erde“ wird von Vertretern aller Nationen neidlos als wahr anerkannt. Gerade für den Auslandsdeutschen, der eine bequem zugängliche und billige Bücherei besitzen möchte, sind die Reclambändchen wie geschaffen. Jede Nummer in Taschenformat, durchschnittlich 100 Seiten stark, kostet nur 20 Pfennig. Das Papier ist holzfrei und nie vergilbend, der Druck groß und scharf, die Bearbeitung vorzüglich. Kein Wunder, daß man selbst in entlegenen Urwaldskolonien häufig ganz stattliche Büchersammlungen bei den Kolonisten antrifft, die sich ausschließlich aus Bändchen von Reclams Universalbibliothek zusammensetzen. Wir werden das verdienstvolle Unternehmen, das bereits 5320 Nummern umfaßt und monatlich um 10 neue Nummern vermehrt wird, in Zukunft regelmäßig anzeigen. Im August erschienen: No. 5311. Jakob Grimm, drei Reden (Friedrich Schiller — Ueber das Alter — Wilhelm Grimm). Unter den bedeutungsvollen Akademiereden des berühmten Germanisten haben diese drei mit Recht Volkstümlichkeit erlangt. Dr. Max Mendheim hat sie durch zahlreiche dankenswerte Anmerkungen und eine Einleitung erläutert. No. 5312. Adalbert Meinhardt, Ein Regentag — Geschichte eines Mahagonistammes. Die beiden Novellen der berühmten Hamburger Erzählerin zeichnen höchst interessante Bilder aus dem Kaufmannsleben der Hansestadt. Die erste führt uns nach Althamburg und behandelt einen tragischen Konflikt, dessen Quelle die gesellschaftlichen Schranken sind. Die zweite schildert die Jugendromantik im Leben des hanseatischen Kaufmanns an der Hand der Geschichte eines Mahagonistammes von seltener Größe und Schönheit, die ein junger Hamburger unter mannigfachen Abenteuern aus den Wäldern Cubas für seine heimische Firma herbeischafft. Die Erzählung wirkt in ihrer eigenartigen Form überaus anziehend und ist ungewöhnlich spannend. No. 5313/14. Zuwachssteuergesetz vom 14. Februar 1911 nebst den Ausführungsbestimmungen des Bundesrats. Dieses deutsche Reichsgesetz hat für uns Auslandsdeutsche, soweit wir keine Liegenschaften im Reichsgebiet besitzen, zwar keinen direkten Beleg, sollte aber alle diejenigen unter uns, die sich mit Gemeinde- und Sozialpolitik beschäftigen, dennoch interessieren. Denn die Frage, wie man den unverdienten Wertzuwachs des Grundbesitzes am besten besteuert, wird auch bei uns, wo die Grundstückpreise in den aufblühenden Städten sprunghaft in die Höhe schnellen, bald brennend werden. Da kann das deutsche Gesetz, das Karl Pannier erläutert und mit Registern versehen hat, als Wegweiser dienen. No. 5315. Anton Tschchow, Humoresken und Satiren. Der vor wenigen Jahren verstorbene russische Dichter genießt Welt-ruhm, sodaß es nicht nötig ist, über den Wert seiner Schöpfung auch nur ein Wort zu verlieren. Scharfblickend und geistvoll trägt Tschchow uns gar mancherlei interessante Geschichten vor, die es uns in vergnüglicher Art zu Gemüte führen, daß der vielgepriesene Homo sapiens hier und da doch eine Kleinigkeit an der Vollkommenheit vermissen läßt. So ist jede dieser 14 kleinen Erzählungen in ihrer besonderen Weise amüsant und — lehrreich. Zwei andere Bändchen gingen bereits voraus, die mit dem vorliegenden zusammen auch gebunden für 1 Mark zu haben sind. No. 5316. Carl M. Jacoby, Eine Ehe! Die Tragödie eines Weibes in drei Auf-

zügen. Das Werk ist in diesem Jahre vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin mit Erfolg herausgebracht und an vielen größeren Bühnen angenommen worden. Das tragische Schicksal einer Frau, die, wider Willen in einen ehebrecherischen Verkehr mit dem Gatten ihrer Schwester getrieben, nach dem Eelat das Dasein von sich wirft, worauf ihr Mann zum Rächer seiner Ehre an dem Verführer wird, indem er ihn erwürgt. Die Handlung ist geschickt und packend aufgebaut, das Milieu hingegen ist völlig verzeichnet. Der Verfasser hat offenbar noch nie einen Fuß in die preussischen Ostmarken gesetzt, wo er sein Stück spielen läßt. Auch die Personen sind beileibe keine Polen. Aber schließlich sind auch Shakespeeres Römer höchst hausbackene Engländer, und des großen Briten Tragödien erschüttern dennoch! No. 5317—20. Anton von Perfall, Dämon Ruhm (gebunden 1,20 Mark). Der Verfasser bietet mit vorliegender Novität einen seiner besten größeren Romane, eine ungemein lebendige und handlungsreiche Künstlergeschichte. Das Werk zeigt Perfall ganz auf der Höhe seines Könnens und packt den Leser durch die meisterhafte Gestaltung des Stoffes, die kunstvolle Verknüpfung der Fäden, die Steigerung der Effekte, ebenso wie es durch den prächtigen Fluß der Darstellung, ihren flotten, prickelnden Ton gefangen nimmt.

Dr. B.

S. Paulo, Donnerstag, den 31. Aug.

— Der Staatsregierung wurde ein Gesuch der Gogyanabahn unterbreitet für die Erlaubniserteilung zum Bau, Nutznießung und Betrieb einer Eisenbahn von der Station Alvarenga bis nach der Ortschaft Serrinha. Das Gesuch wurde der Verkehrsdirektion zur weiteren Prüfung und Berichterstattung übergeben.

— Am Dienstag abend hielt Herr Jaurès im Theater S. José seinen dritten und letzten Vortrag, zu welchem er sich das Thema „Die konstitutionellen und politischen Begriffe der Staaten Europas“ gewählt hatte. Der Redner bemerkte gleich zu Anfang, daß es ihm in der kurzen Zeit eines einzigen Vortrages nicht möglich wäre, ein vollständiges Bild der Politik der europäischen Staaten zu geben. Er wolle deshalb nur eine Skizze der augenblicklich herrschenden Richtung entwerfen, welche in dem Fortschreiten des demokratischen Prinzips bestünde und in seinem immer größer werdenden Einflusse auf die Regierungen der europäischen Völker. Der Einfluß der Demokratie zeigt sich verschiedenartig. In Nord- und Südamerika herrsche die präsidentiale Form, während in Europa die parlamentarische Form das charakteristische Merkmal in der demokratischen Bewegung bilde. Weder die Amerikaner noch die Europäer sind geneigt, hieran zu rütteln, und das mit vollem Recht, denn beide Formen entsprechen den verschiedenartigen Anforderungen jeder der beiden Völkergruppen. In Brasilien sind Versuche gemacht worden, zum Parlamentarismus zurückzukehren und zwar von Ruy Baarbosa, der in seiner Kandidatenrede für die Präsidentschaft hierauf anspielt, aber gleich darauf hinzufügt, daß diese Tendenz noch keine greifbare Form angenommen habe. In Europa sind Parlamentarismus und Demokratie zwei unzertrennliche Dinge, denn durch die Parlamente und ihre Redner haben die Völker die unentbehrlichen Freiheiten für das moderne Leben errungen, und jede Zunahme der parlamentarischen Macht hatte einen neuen Sieg der Demokratie zur Folge. Deshalb sind auch alle europäischen Demokraten eifrig bestrebt, den Einfluß der Mitglieder aller Gesellschaftsklassen auf das Parlament zu erhöhen und den Einfluß des letzteren auf die Regierung zu vergrößern. England hat da-

für jüngst einen Beweis erbracht. Die Weitsichtigkeit der englischen Abgeordneten hat jüngst eine wahre parlamentarische Umwälzung zustande gebracht, indem sie alle Liberalen unter einen Hut brachte und mit dieser Majorität der diktatorischen Gewalt der Lords ein Ende bereitete. Hierdurch bekam der Willen des Volkes eine größere Geltung und die Machtbefugnisse des Unterhauses wurden weiter ausgedehnt. Das heutige englische Ministerium ist kein Vortrags-Kabinet mehr, verpflichtet, den Lords und auf der anderen Seite dem Unterhause nachzugeben, um regieren zu können. Es ist das Ministerium einer einzigen Kammer, welches den genannten Volksvertreteru Rechenschaft abzulegen hat. In Deutschland ist der Fortschritt der Demokratie zwar etwas langsamer, aber deshalb nicht weniger sicher. Es ist noch nicht lange her, daß der Reichskanzler von Bülow dem Parlament Aufklärungen über eine Handlungsweise Kaiser Wilhelms geben mußte. Dieser Vorgang ist für den Fortschritt des demokratischen Prinzips symptomatisch. Ebenso ist es in anderen Ländern. In Frankreich, wo das Parlament bereits die leitende Kraft ist, sind alle Bestrebungen darauf gerichtet, die Volksvertretung mehr zu dem zu machen, was sie wirklich sein soll, nämlich die wahre Stimme des Volkes, unabhängig von den Einflüssen der Politiker, die nur ihre eigenen politischen Interessen verfolgen. Was charakterisiert nun hauptsächlich den Weg, den die europäischen Völker einschlagen, um das demokratische Prinzip zu erreichen? Zwei Bewegungen, die sich eigentlich zu widersprechen scheinen, die Zentralisation auf der einen und die Dezentralisation auf der anderen Seite. Auch hierfür führte der Redner England als Beispiel an, welches sehr oft und nicht immer mit Recht das klassische Land des Industrialismus genannt wurde. Viele Dinge, die früher dort der individuellen Fürsorge unterworfen waren, hat heute der Staat übernommen. So steht das gesamte Schulwesen unter Staatskontrolle, der Telephondienst wurde verstaatlicht und die soziale Fürsorge und der Arbeiterschutz sind Angelegenheiten des Staates. Auf der anderen Seite behielten die Grafschaften die Gesetzgebung über die Aufteilung der Latifundien in kleine Besitztümer, die Stadtverwaltungen diejenige über die Altersversorgung der Arbeiter und schließlich bedient sich der Staat der Arbeitervereinigungen, um durch sie die Fabrikordnungen und die Vorschriften für die soziale Fürsorge verbreiten zu lassen. In Deutschland ist der Kampf der einzelnen Bundesstaaten und der Sozialdemokratie gegen das Uebergewicht Preußens und die Herrschaft der Junker zum Ausbruch gekommen und an dem Tage, an welchem im preußischen Landtage die demokratische Gruppe über diejenige Stimmenzahl verfügen wird, die ihr nach der Masse ihres Anhanges in der Bevölkerung zukommt, wird der deutsche Reichstag die wirkliche souveräne Macht sein, dem die Minister Rechenschaft abzulegen haben. Heute sind sie nur dem Kaiser verantwortlich, der selbst nicht verantwortlich und von göttlichem Recht ist. Diesen Verhältnissen gegenüber geben die deutschen Stadtverwaltungen der Welt das Beispiel einer außerordentlichen Schaffenstätigkeit in Bezug auf städtische Wohlfahrtseinrichtungen und es ist erstaunlich, wie sie den gegenwärtigen Fortschritt des deutschen Reiches begleiten. In der Schweiz entwickelt sich die Unabhängigkeit der einzelnen Kantone immer mehr, dagegen ist die Armee eine Bundeseinrichtung, der Bund brachte die Eisenbahn unter eine einheitliche Verwaltung und reservierte sich das ausschließliche Recht über die Verwendung der Wasserkräfte. Der Vortragende führte weiter aus: Ich könnte auch etwas über Brasilien sagen, ich

habe vieles darüber gehört und gelesen und meine Wißbegierde, das Land zu kennen, ist ungesättigt und unersättlich, aber ich könnte mich auf ein falsches Gebiet begeben, und so will ich denn davon absehen, besonders da ich denke, später noch einmal wiederzukommen, ich will daher lieber von Nordamerika sprechen. Dort lehnt sich, besonders durch die Tätigkeit Roosevelts angeregt, die Demokratie gegen die Uebergriffe der Lokalgewalten auf und fordert eine Bundesgesetzgebung gegen die Trusts. Diese Bestrebungen, diese zutage tretenden Erscheinungen sind in diesem Lande, wie in jedem anderen, mit wirtschaftlichen Ursachen verknüpft, nämlich der Umwandlung der Kleinindustrie und der kleinen Fabriken zu industriellen Syndikaten, für welche die organisierten Arbeiter tätig sind. Noch eine andere Erscheinung kennzeichnet den Fortschritt der Demokratie: das ist das Auftreten des Proletariats. Es gab eine Zeit, wo das Bürgertum, dank seiner Erziehung, der einzige oder wenigstens der Hauptfaktor des wirtschaftlichen Fortschritts der Nationen war. Gewiß auch heute noch spielt es eine wichtige und unschätzbare Rolle darin, aber der Proletarier, dem die Demokratie die Erziehung und den Unterricht gab, verlangt heute seinen Anteil bei der Verteilung der Wohltaten des Fortschrittes. Sicherlich, unter den Radikalen von gestern gibt es viele, die die Berechtigung dieser Ansprüche anerkennen und sich an die Seite des Proletariats stellen, um mit ihm gemeinsam seine Rechte zu verteidigen. Andere hingegen verschanzen sich hinter ihrem alten Programm und sind taub gegen die modernen Forderungen. Die deutschen Nationalliberalen beschränkten sich auf das Bismarcksche Programm und die nationale Einheit. In Frankreich konnte man bis jetzt noch nicht das direkte Wahlrecht für die Senatoren-Wahlen durchsetzen, dem einzigen Mittel, um die Arbeiterschutzgesetzte durchzubringen. Auch hierin wieder schreitet England allen Nationen voran. Die radikal-liberale Partei sah ein, daß sich England diesem Gesetze nicht verschließen könne. Und in dem Lande, in welchem die ersten Arbeiter-Agitatoren mit dem Tode durch den Strang bestraft, wo die ersten Arbeiter-Vereinigungen verboten wurden, brach die Arbeiterbewegung mit Macht durch. Den Radikalliberalen gelang es, mit einer Weitsichtigkeit, die der Redner nicht genug loben kann, aus den Arbeitern, den Home-rulern, den Irländern und der alten Bauernpartei einen mächtigen Block zu schmieden, der den Lords den Willen des Volkes aufzwang. Dieser Block kehrte mit großer Majorität nach einer Parlamentsauflösung in die gesetzgebende Körperschaft zurück und veranlaßte den König, von den Vorrechten der Krone Gebrauch zu machen, falls die Lords ihren reaktionären Standpunkt nicht verlassen würden. Die Folge davon ist, daß England binnen kurzem eine soziale Mustergesetzgebung haben wird, nach welcher unter anderem das Oberhaus die Entscheidung über die Beschlüsse des Unterhauses nicht weiter als durch zwei Sitzungen hinauschieben kann, bei Strafe, daß dieselben ohne seine Zustimmung Gesetzeskraft erlangen. Und dieses Land ist heute dasjenige, welches am meisten in der Welt kauft und verkauft und dessen Arbeiter die höchsten Löhnsätze erhalten. Die Lage der Arbeiter, ihre Organisation, ihr moralischer und wirtschaftlicher Wert, bilden heute den Gradmesser für die Zivilisation eines Volkes. Redner verbreitet sich des weiteren über diesen Gegenstand und rät den Brasilianern, sich des Schicksals der Arbeiter anzunehmen. Denn nur, wenn der brasilianische Arbeiter erzogen, unterrichtet und organisiert sein wird, wenn er aufhört, teilnahmslos den Ereignissen um ihn herum zuzusehen, wie der Emigrant,

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 -- S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard.

João Heinrich

der sein Vaterland verläßt und das zweite nicht erwirbt, nur wenn er die Erkenntnis seiner Rechte besitzt, wenn seine Vertreter werden sprechen können, nicht in ihrem persönlichen, sondern im Interesse der gesamten Klasse, wenn sie mit den ebenfalls organisierten Arbeitgebern werden verhandeln und im Interesse ihrer Kameraden die Forderungen derselben vertreten können, dann erst wird Brasilien den Weg der glorreichen Zukunft, welche es erwartet, betreten können. Die letzten Worte hätte der Redner mit erhobener Stimme und leuchtenden Augen gesprochen, die Sätze kamen aus seinem Munde wie ein Lobgesang an die Arbeit und an die Gerechtigkeit. Das Haus war dieses Mal infolge der niedrigeren Preise besser besetzt und die Zuhörer brachen beim Schluß der Rede in einen wahren Beifallssturm aus, während Jaurès sich hinter die Bühne zurückzog.

— Die am 31. Dezember 1910 im Verkehr befindlichen Eisenbahnen hatten eine Ausdehnung von 21.370,5 Kilometer, davon waren 1833 Kilometer während des laufenden Jahres dem Betrieb übergeben worden. Weitere 3713 Kilometer befanden sich im Bau und bei 4410 Kilometern waren die Studien beendet. Die Gesamteinnahme der Zentralbahn (E. F. C. B.) betrug im vergangenen Jahre 32.000 Contos, das ist 2000 Contos mehr als im Jahre 1909. Die Ausdehnung des Netzes dieser Bahn belief sich auf 1788 Kilometer. Der Vorortsverkehr bewegte sich in den Jahren 1909—1910 von 20.390.000 zahlende Personen auf 23.492.000 der gleichen Kategorie, welche eine Einnahme von ungefähr 600 Contos de Reis brachten. Die Zahl der Reisenden für Rechnung der verschiedenen Ministerien ging in derselben Zeit von 654.000 auf 586.000 zurück.

— Die Paulista-Bahn trägt sich mit dem Plane, ihre Linie zu verdoppeln, um dem Verkehrsbedürfnisse besser gewachsen zu sein. Sollte der Plan wirklich zur Ausführung gelangen, so werden die Arbeiten auf der Strecke zwischen Jundiaby und Campinas anfangen und sich denn später weiter bis nach Rio Claro ausdehnen.

— Der Stadtverwaltung wurde der Plan zur Erbauung eines Muster-Schlachthauses zwischen Agua Branca und Lapa unterbreitet, dessen Bau und Einrichtung auf 6000 Contos veranschlagt ist. Der Plan wird von der betreffenden Kommission studiert werden.

S. Paulo, Freitag, den 1. September.

— In der heutigen Sitzung der Munizipalkammer werden die Kommissionen der Justiz, der öffentlichen Arbeiten und der Finanzen folgendes Projekt einreichen: 1. Die auf die Veränderung der Ruas Libero Badaro und Formosa, sowie den Teil des Valle do Anhangabalu zwischen Rua S. João und Largo do Riachuelo bezügliche Abteilung des Planes Bouvard wird genehmigt. 2. Es werden enteignet: a) die Häuser der Rua Libero Badaro Nr. 33 und 57 zwecks Erweiterung der Straße und Bau von Terrassen; b) die Teile aller Häuser der Seite mit ungeraden Nummern der Rua Libero Badaro zwischen Rua José Bonifacio und Largo de S. Bento,

soweit sie zur Erweiterung der Straße notwendig sind; c) die zur Erweiterung der Rua Libero Badaro nötigen Häuser bis zum Largo S. Francisco; d) die Häuser Nr. 53, 55, 57 der Rua S. João in der Ausdehnung von ca. 33 Meter Front, für den Eingang des neuen Parkes; e) die Teile der Häuser der Rua S. João Nr. 71, 73 und 75 zur Regulierung der Rua Formosa; f) das Haus Nr. 47, sowie Teile der Häuser Nr. 49 und 63 der Rua Formosa zur Eröffnung einer Straße von Nr. 47 bis zum Largo do Riachuelo; g) die Häuser Nr. 1, 2, 4, 4a, 6, 8, 10, 12 und 12a des Largo do Riachuelo, Nr. 27 und 29 der Ladeira de S. Francisco, Nr. 1 bis 7, 7a, 9, 9a, 11, 12, 4, 6, 8, 8a, 10, 12a und 14 des Largo da Memoria zur Regulierung dieses Platzes und Eröffnung von Straßen, welche dahin führen; h) die Häuser Nr. 40 bis 46 und Teile der Nr. 34 bis 38 der Ladeira Dr. Falcão zur Eröffnung einer Straße von 10 Meter Breite, welche dort münden soll, wo jetzt die Häuser Nr. 40 bis 46 stehen. 3. Die Präfektur wird ermächtigt: a) mit den Eigentümern zwecks Ankauf in Unterhandlungen zu treten „ad reverendum“ der Munizipalkammer; b) zur Durchführung dieses Projektes die nötigen Kreditoperationen vorzunehmen; c) die erworbenen Liegenschaften dem städtischen Besitztum einzuverleiben.

— Ein brutaler Vater ist der 41jährige João Bergamo aus der Rua Carlos Gomes 48. Als derselbe seine Tochter Henriette während des Mittagessens heftig ausschalt, widersprach ihm das Mädchen, welche sich durch den Tadel des Vaters tief gekränkt fühlte. Dies erregte die Wut desselben und er warf ihr mit voller Kraft einen Teller an den Kopf. Auf das Geschrei des Mädchens eilte ein diensthabender Polizist herbei und verhaftete den Vater. Henriette, welche einige leichte Wunden aufwies, wurde auf der Polizei untersucht, die auch den Vorfall weiter verfolgen wird.

— Die Light and Power zeigt an, daß sie eine Dividende von 10 Prozent an ihre Aktionäre verteilt.

— Wie wir bereits berichteten, hat der Ackerbau-sekretär Dr. Padua Salles in Begleitung verschiedener Senatoren und Abgeordneter am Montag eine Reise unternommen, um die neu fertiggestellten Strecken der Sorocabana Railway in Augenschein zu nehmen. Bis Sorocaba wurde der fahrplanmäßige Nachtzug benützt, dort das Mittagmahl eingenommen und von dort die Reise um 8 Uhr abends vermittelst Sonderzuges weiter fortgesetzt. Um 5 Uhr morgens erreichte man die Station Manduri. Die Natur bietet hier dem Auge des Beschauers wunderbare Reize. Dichte Wälder, in verschiedenen Tönen des saftigsten Grüns schillernd, breiten sich in weiter Ausdehnung vor dem Reisenden aus. Es ist ein Stück majestätischen Urwaldes, in welchem die Jangadeira, der Pau d'Alho und die Figueira zwischen anderen wertvollen Baumarten von der ungeheuren Fruchtbarkeit des Bodens Zeugnis ablegen. Auf der einen Seite die Pracht des Waldreichtums, auf der anderen Seite die tiefen Schluchten, auf deren Boden sich das kristallklare Wasser eines Baches hinschlängelt. Um all diese Schönheiten einer

üppigen, verschwenderischen Natur besser in sich aufzunehmen, wurde vor die Lokomotive ein Inspektionswagen der Bahn gekuppelt, in welchem die Reisenden Platz nehmen. Hinter der Station Chavantes breitet sich wie ein Ozean mit grünem Wasser eine mächtige Kaffeeplantage aus, welche von der Bahn durchschnitten wird. Rechts und links hängen die Zweige der Kaffeebäume in die Linie hinein, dicht besetzt mit den roten Kirschen der Kaffee Frucht. Die Zweige werden hier durch die unzähligen Bohnen ganz heruntergedrückt, und erstaunt ließ der Ackerbausekretär den Zug halten, um mit seiner Begleitung eine Strecke zu Fuß zu wandern und die große Fruchtbarkeit dieser Plantage zu bewundern. Der überraschte Besitzer gab auf Befragen die Auskunft, daß 400 Arroben Früchte auf je 1000 Kaffeebäume in diesem gesegneten Landstrich geerntet werden. Dr. Padua Salles war von diesem Anblick so eingenommen, daß er einen über und über mit Früchten beladenen Zweig nach S. Paulo mitnahm, welcher nunmehr in der Vorhalle des Ackerbausekretariates ausgestellt ist. Die Reisenden bestiegen hinter der Plantage wieder den Zug, der nun einige Kilometer dichtesten Urwald durchfuhr und stiegen erst wieder bei der Brücke über den Rio Pardo ab. Diese Brücke hat eine Bogenspannung von 90 Metern und ruht auf drei sehr soliden Pfeilern. Sie wurde unter der geschickten Leitung des Chefindgenieurs der Sorocabana, Dr. Joaquim Hüet Baellar erbaut und macht der brasilianischen Brückenbaukunst alle Ehre. Am Dienstag morgen 10 Uhr erreichte der Zug die Station Salto Grande (Kilometer 534), welche den vorläufigen Endpunkt der Linie bildet. Die Reisenden wurden hier von den Bewohnern der Ortschaft, die sich über diese Verkehrsverbesserung aufrichtig freuen, lebhaft begrüßt. Bei dem nachfolgenden Frühstück sprach im Namen der Bevölkerung Dr. Alfredo Gomes dem Ackerbausekretär den wärmsten Dank aus und feierte die Regierung. Dr. Padua Salles erwiderte hierauf, indem er sich für den Empfang und die Sympathieumgebung an die Regierung bedankte. Er werde stets bestrebt sein, den Bedürfnissen der Bewohner, auch der weitestgelegenen Ortschaften des Staates, nach Möglichkeit Rechnung zu tragen und für Verbesserungen zu sorgen. Nach dem Frühstück wurde ein Spaziergang durch den Ort unternommen und die neuen Gebäude besichtigt, insbesondere das neue Haus für die zukünftige Stadtverwaltung. In einer Fähre ließen sich die Reisenden über den Paranapanema setzen und betraten Parananenser Gebiet. Die Sanierungsarbeiten in Salto Grande stehen unter Leitung des Dr. Barreto und bestehen in dem Abbrennen der weiten mit Mangusträuchern bewachsenen Flächen. Diese werden mit Gräben durchzogen und sollen später drainiert werden. Der vorzügliche Zustand der Sorocabana Railway-Linien fand den ungeteilt Beifall des Ackerbausekretärs, der Mittwoch früh mit seiner Begleitung wieder in S. Paulo eintraf.

— Unter dem Namen „Companhia Arrendataria Predial“ hat sich am hiesigen Platze eine Aktiengesellschaft gebildet, welche Häuser mieten will, um sie dann weiter zu vermieten. Die Gesellschaft verpflichtet sich, ihren Mietern gegenüber zur Zahlung der Steuern, Versicherungsprämien, der Kosten für Reinigung und Instandhaltung der Häuser. Die Einrichtung ist für S. Paulo ganz neu und nach dem Vorbilde gleichartiger europäischer Gesellschaften organisiert.

— Die neue Automobil-Gesellschaft „Transporte AutoPaulista“ hat gestern ihren zweiten Auto-Omnibus in Betrieb gesetzt. Derselbe weist dem bereits im Betrieb befindlichen gegenüber wesentliche Vorteile auf. Vor allen Dingen ist sein Gang ein viel

ruhigerer, auch ist das Auto viel bequemer und seine Beleuchtung praktischer als diejenige des ersten Wagens. Binnen kurzem werden noch mehrere solcher Kraftfahrzeuge eingestellt werden, die noch weitere Verbesserungen in Bezug auf die Bequemlichkeit des Publikums aufweisen werden. Das neue, schnelle und billige Verkehrsmittel ist von unserem Publikum sehr beifällig aufgenommen worden und wird darum eine sehr große Erleichterung des Verkehrs herbeiführen, wenn mehrere Linien dem Betrieb übergeben werden können. Auch die Last-Automobile, welche die Gesellschaft besitzt, haben bei den Handelshäusern großen Anklang gefunden, weil sie schneller und sicherer transportieren als mit Tieren bespannte Lastwagen.

— Woher die lotterige Wirtschaft auf der hiesigen Post kommt, weiß jedermann. Es werden eben alle möglichen Elemente, natürlich nur Schützlinge des Herrn Rodolfo Miranda und dessen zukünftige Wähler auf der hiesigen Post untergebracht. Dieser Tage hatten wir Gelegenheit, dies durch ein Gespräch zwischen zwei Postbeamten bestätigt zu sehen, dessen unfreiwillige Zuhörer wir waren. Einer der Beamten beklagte sich darüber, daß seit einiger Zeit alles drunter und drüber geht, daß das Personal so häufig wechselt und daß man besonders auch Leute anstellt, die durchaus keine Praxis haben und deshalb unbrauchbar sind. Es ist bei der Post, wie bei allen anderen Aemtern. Sobald die Politik Trunpf ist, leidet der Dienst. Im vorliegenden Falle kommt es für die Beamten nur darauf an, daß sie unentwegte Rodolfisten sind. Alles andere ist Nebensache, da Parteigenossen ja nichts zu befürchten haben.

S. Paulo, Sonnabend, 2. September.

— Die Tarife der Telephon-Gesellschaft in S. Paulo sollen dem Gesetze nach, welches die Bestimmungen über den Telephondienst enthält, alle 5 Jahre revidiert werden. Seit 1900 ist nun aber keine Revision mehr vorgenommen worden und die Unregelmäßigkeiten im Dienst nehmen überhand und führen zu fortgesetzten Klagen. Die Generalkontrollinspektion schlägt nun der Präfektur vor, die Revision jetzt vorzunehmen, das Netz mehr auszudehnen und die Abonnementspreise herabzusetzen.

— In jeder Straße unserer Stadt findet man jetzt, sichtbar für Jedermann, Spielhöllen, die ganz offenkundig gegen die gesetzlichen Vorschriften verstossen. Seitdem die Polizei in Rio de Janeiro energisch gegen das Hazardspiel vorgegangen ist, hat sich das ganze professionelle Spielerelement nach hier gezogen. Es scheint aber, daß auch die hiesige Polizei dem Spiel ein Ende bereiten will und alle Mittel anwenden wird, um dem Hazardspiel, welches ganz zügellos und offen betrieben wird, den Garans zu machen.

— Auf Ersuchen des deutschen Konsuls, Herrn Dr. von der Heyde, der von dem Waisenrichter Dr. Luiz Ayres zum Vormund der minderjährigen Artistin Helene Schache ernannt worden war, wurde dieselbe am Mittwoch in einem nicht ganz einwandfreien Hotel in der Rua Camargo de Barros, woselbst sie untergebracht war, ergriffen. Das Mädchen trat vor einigen Wochen in Begleitung des Artisten Gustav Wermke in einem hiesigen Theater auf. Am 19. v. M. erschien Helene Schache auf der Polizei und beklagte sich über schlechte Behandlung vonseiten Wermkes, dem sie von ihrer Mutter überantwortet worden war. Der erste Hilfsdelegado ließ die Aussagen zu Protokoll nehmen und dem Waisenrichter vorlegen, der darauf Herrn Dr. von der Heyde zum Vormund ernannte. Der Artist Wermke reiste am Dienstag nach Deutschland zu-

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 350 Dtdz Bestecke



Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

**Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien**

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BM

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

rück, während das Mädchen vorläufig hier behalten wurde und auf der Zentralpolizei die weiteren Maßnahmen des deutschen Konsuls abwartet. Wie verlautet, beabsichtigt man, das Mädchen wieder zu ihrer Familie nach Deutschland zurückzubringen. Dr. Rangel de Freitas, der Vertreter der Schache, beantragte beim Gericht „Habeas Corpus“. Das zuständige Gericht wird darüber am Montag entscheiden und holte einstweilen die nötigen Informationen ein. Wie es scheint, will Helene durchaus nicht nach Europa zurückkehren und betreibt die Erklärung ihrer Großjährigkeit, da sie bereits das 20. Lebensjahr zurückgelegt hat.

— Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ im Verlage von Ullstein u. Co., Berlin, erfreut sich überall der größten Beliebtheit, wofür am besten spricht, daß sie weit über eine halbe Million Abonnenten zählt. Das Blatt, das in Bild und Wort über alles Wissenswerte des Tages berichtet und daneben auch einen gediegenen feuilletonistischen Teil hat, kostet pro Quartal 2,60 Mark, pro Semester 5 Mark, pro Jahr 10 Mark, zuzüglich der Portokosten für das Ausland.

— Aus London wird mitgeteilt, daß die S. Paulo Railway eine Dividende von 10 Prozent zur Auszahlung bringt.

— Die Stadtverwaltung von Pindamonhangaba autorisierte den Präfekten den Herren Dr. Ricardo Villela und J. Athayde Marcondes für den beabsichtigten Bau einer Weberei verschiedene Vergünstigungen zu gewähren. Die Fabrik, sowie die zu ihr gehörigen Arbeiterhäuser werden wahrscheinlich auf den dem Dr. João Ribeiro gehörigen Terrains am rechten Ufer des Parahyba-Flusses in der Rua Nova erbaut wurden. Der Grund und Boden ist für die Ausführung sehr geeignet und hat man von

der Stelle außerdem noch eine wunderschöne Aussicht auf die Serra da Mantiqueira.

— Die zur Verbreiterung der Rua Libero Badaro notwendigen Stücke der Häuser No. 11 u. 13 genannter Straße, welche dem Dr. Henrique de Souza Queiroz gehören, wurden gestern für den Preis von 45 Contos verkauft. Der Vertrag wurde außer von dem Verkäufer von dem Dr. Eduardo Fontes für den Staatsschatz und von Baron Raymundo Duprat für die Stadtverwaltung unterzeichnet.

— Vonseiten der hiesigen Fabrica do Productos Chimicos des Herrn Carl Ruprecht Fischer liegen uns einige von den in kurzer Zeit bestbewährten und bekannten patentierten Metallputzlappen „Helios“ vor. Mit Recht kann man dieses Präparat als letztes Wort auf dem vielerprobten Gebiete der Erzeugung von Metallputzmitteln gelten lassen. Diese Neuerung ist mit Freuden von allen Hausfrauen und von allen denen zu begrüßen, die Zeit und Geld sparen wollen. Der Putzlappen „Helios“, bestehend aus zwei Lappen, einem roten zum Reinigen, einem weissen zum Polieren, erspart, dadurch daß er von sich selbst aus, also ohne Pomade oder irgendwelche Flüssigkeiten, sämtliche Metalle spiegelblank putzt, gewiß viel an Zeit und Geld. Zieht man den billigen Preis in Betracht, so ist dadurch die letzte Bedingung erfüllt, die man an eine Neuerung stellt: Einfacher, Besser, Billiger. Wir verweisen übrigens auf die ständige Annonce in unserem Blatte.

S. Paulo, Montag, den 4. September.

— Die Stadt S. Paulo besaß nach einer vorgenommenen Zählung im Anfang des Jahres 36.128 Häuser, von denen 393 sich im Bau befanden. Diese Häuser verteilen sich, wie folgt, über die verschiedenen Stadtviertel: Sé 1228, Santa Ephigenia 5874,

Consolação 5885, Braz 8058, Santa Cecilia 5670, Liberdade 4610, Belemzinho 2120, Villa Marianna 1478, Cambucy 651, Sant'Anna 651, Penha 353. Der Gesamtwert der Gebäulichkeiten erreicht die staatliche Summe von 53.885:406\$000 Mietswert.

— Der Direktor des Gesundheitsdienstes Dr. Emilio Ribas wird als Vorbeugungsmaßregel die folgenden Impfstationen einrichten, welche heute bereits dem Betriebe übergeben werden sollen: Apotheke S. Pedro, Rua Visconde de Parnahyba 65, von 3 bis 5 Uhr nachmittags; Amerikanische Apotheke, Travessa do Braz 3, von 12 bis 2 Uhr nachmittags; Apotheke in der Rua Oriente, Ecke der Rua Rodrigues dos Santos, von 11 bis 1 Uhr mittags; Konsultorium des Dr. Ulysses Rocha in der Avenida Celso Garcia 135, von 9 bis 11 Uhr morgens; Apotheke Carvalho in der Avenida Celso Garcia 111, von halb 8 bis halb 11 Uhr morgens.

— Die Companhia Viação S. Paulo—Matto Grosso will am hiesigen Platze eine Anleihe in Höhe von 1000 Contos aufnehmen.

— Bei der von uns angekündigten Auslosung zugunsten der Schnellhausbaustiftung gewannen die Inhaber der Nummern 49, 10, 41, 14, 8, 35, 22, 3, 28 und 23 jeder zwei Parkettplätze zu einer der ersten zehn Abonnementsvorstellungen des Municipaltheaters in der angeführten Reihenfolge.

— Die Nordamerikaner sind immer schnell bei der Hand, wenn es heißt, Verkehrswege zu eröffnen und Eisenbahnen zu bauen. Kaum ist die neue Schiffsgesellschaft „The Mississippi Valley Steamship Company“ konstituiert, so ist auch schon ihr Vizepräsident Sidney Story im obigen Sinne bei der Arbeit. Er beabsichtigt in Bahia Gefrierhäuser zu errichten, in welchen Früchte, Fleisch und andere Produkte der Nordstaaten Brasiliens gesammelt werden sollen, um dann nach Europa und Nordamerika zur Verschickung zu gelangen. Des weiteren soll eine Eisenbahn gebaut werden, die direkt von Bahia nach Matto Grosso und Goyaz geht und hauptsächlich Schlachtvieh von jenen Staaten zu billigen Frachtsätzen nach der Küste transportieren soll. Bahia ist seiner geographischen Lage nach der am günstigsten gelegene Transportplatz zwischen den in Frage kommenden brasilianischen Staaten und Europa und Nordamerika und ist daher eigentlich die beste Vorratskammer für die alte Welt und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

— Ein Brief, der hier aus Faxina eintraf, berichtet von einem Unglücksfall, der sich auf der Sorocabana Railway am 30. August zutrug. Es handelt sich um eine Entgleisung des Zuges, der um 5 Uhr 50 Minuten morgens S. Paulo verläßt. Dieselbe ereignete sich dreißig Meter von einer Stelle, an der sich ein tiefer Abgrund ausdehnt. Glücklicherweise entwickelte der Maschinist Benedicto Correa außerordentliche Geistesgegenwart und unerschütterliche Ruhe und brachte den Zug zum Stehen. Noch wenige Meter weiter und der ganze Eisenbahnzug wäre in den Abgrund gestürzt. Das Bett der Bahn ist an dieser Stelle in miserabilem Zustande; drei Entgleisungen haben daselbst während des Monats August stattgefunden. Der Zug erlitt durch den Unglücksfall eine Verspätung von 8 Stunden. Die Reisenden wurden in einem Güterwagen bis nach der Station Bury gebracht. Der Briefschreiber reklamiert, durch die Veröffentlichung dieses Briefes, an die Oberverwaltung der Sorocabanabahn, welche schleimigst an mehreren Stellen der Strecke, die sich im schlechtesten Zustande befinden, radikale Reparaturen vornehmen lassen muß, um weitere Unglücksfälle zu vermeiden.

— Herr Paulo de Toledo Soares ersuchte die Staatsregierung um Bewilligung der Konzession zum Bau einer Landstraße und zum Betrieb einer Auto-

mobil-Linie von Bragança bis an die Grenze von Minas.

S. Paulo, Dienstag, den 5. Sept.

— Im Salon der Kollegin „Correio Paulistano“ hat der Maler T. Bassi eine Ausstellung seiner Bilder eröffnet. T. Bassi ist für uns kein Neuling mehr, schon des öfteren hat er seine Bilder ausgestellt. Er ist ein Künstler von Gottes Gnaden, ein Maler, der keine bestimmte Schule durchgemacht hat, der keiner ausgesprochenen Richtung angehört, sondern sozusagen seine eigene Richtung hat, seinen eigenen Weg verfolgt. Ein Theoretiker würde ihn deshalb auch sofort technische Fehler nachweisen können und an seiner Art und Weise zu malen herumzäkeln, ohne daß man ihm daraus einen Vorwurf machen könnte. Aber von Bassi gilt das alte Wort unseres Dichters „Grau, treuer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum“. Und erfrischend wie neusprießendes Grün im Frühling an den Bäumen wirkt auch die Kunst Bassi's. Sie hat etwas pittoreskes, packendes und lebenswahres in ihrer Ausführung. Da ist zum Beispiel ein Bild, welches den eben frisch abgebrannten Urwald darstellt, der Maler nennt es „Queimada“. Dasselbe ist ganz genau der Natur abgelauscht und so getreu auf die Leinwand geworfen, daß der Beschauer annimmt, vor der wirklichen Landschaft zu stehen, wie man sie täglich im Staate S. Paulo längs der Eisenbahndämme beobachten kann. Das Kolorit ist bis auf das kleinste Detail genau getroffen und die Landschaft sehr glücklich in der Zeichnung gewählt. Ein ebenso hübsches Bild ist die Studie Nr. 25 „Nocturno“. Dieselbe ist voller Poesie und liefert einen Beweis von der vorzüglichen Beobachtungsgabe des Künstlers. In gleicher Weise naturgetreu ausgeführt und von vorzüglicher Licht- und Schattenteilung ist das große Bild Nr. 40 „Im Waldesinnern“. Noch mehrere Bilder befinden sich in der Ausstellung, die die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenken, die aber zu beschreiben über den Rahmen dieser Notiz hinausgehen würde. Man sieht aus allen Bildern, daß der Maler das, was er ist, ans sich selbst, ohne besondere Schule und ohne fremde Beihilfe geworden ist, und daß er vor allen Dingen zu beobachten versteht und Beobachtungsgabe ist der halbe Weg zu künstlerischer Vollendung und Bedeutung.

— Mehrere musikalische Genüsse stehen unserem Publikum demnächst bevor. Der berühmte ungarische Violinist, von dem wir bereits berichteten, daß ihm einige Berliner Blätter über Kubelik stellen, wird zwei Konzerte geben, zu welchen die Karten bereits im Café Guarany verkauft werden, und des weiteren ist daselbst ein Abonnement aufgelegt für drei Instrumental- und Vokal-Konzerte der Sängerin Felia Litvine, dem Pianisten Lucien Wurmer und dem Violoncellisten Joseph Ollmann. Die Preise für die Stühle sind auf 10 und 12 Milreis bemessen.

— Das zuständige Gericht lehnte in einer Sitzung von gestern den von dem Advokaten der minderjährigen Helene Schache beantragten „Habeas corpus“ ab, da nach den Informationen des Justizsekretärs und des Waisenrichters keine Beschränkung der persönlichen Freiheit vorliege und das Mädchen schon am 31. v. M. entlassen worden war. Nimmehr hat der Advokat die Volljährigkeit des Mädchens beantragt und sollen vor dem zweiten Waisenrichter Zeugen darüber vernommen werden.

Casino. Die gestrige Aufführung des Stückes „Les demoiselles de Chatmouillés“ hatte ein zahlreiches Publikum ins Theater geführt, welches die gesalzenen Phrasen in heiterster Stimmung entgegennahm. In dieser Woche gibt es wieder mehrere hervorragende Neuheiten. Demnächst gelangt „Eine Nacht in Venedig“ zur Darstellung.

Munizipien.

Vom 30. August.

Sorocaba. Der Distrikt Campo Largo soll ungetauft werden und den Namen Jariné erhalten. — Also wieder ein Schritt weiter zur Vermehrung des Namen-Chaos und ein neues Hindernis für Handel und Verkehr. Denn bis die Postbeamten die neue Ortsbezeichnung kapiert haben, wird mancher Geschäftsmann geschädigt werden und teures Lehrgeld für diese unsinnige Ortsnamen-Änderung zahlen müssen.

Barretos. Herr Antonio Witzel beabsichtigt hier ein großes Hotel zu erbauen.

Vom 31. August.

Piracicaba. Hier trug sich dieser Tage ein schwerer Unglücksfall zu. Ein gewisser Luiz Gonzaga aus dem Ortchen Algodoal, woselbst er bei Pedro Romaldo angestellt ist, kam am Sonnabend um sich zu amüsieren nach der Stadt und sprach, wie er bei solchen Gelegenheiten immer zu tun pflegte, tapfer dem Alkohol zu. Am Sonntag in der Morgenfrühe machte er sich auf den Heimweg und benutzte hierbei die Linie der Sorocabanabahn, wo er sich entweder hinlegte, oder im Zustande der Trunkenheit, hinfiel. Er wurde von der Lokomotive Nr. 3 des Arbeitszuges des Engenho Central, welcher Zuckerrohr nach der Fabrik befördert, erfaßt und ihm der Kopf und die Füße vollständig zerquetscht. Der Zugführer fuhr ruhig weiter, da er den Vorfall nicht bemerkt hatte.

Vom 1. September.

Bauru. In der Nähe der Station Araçatuba der Noroeste do Brasil-Bahn wurde eine Abteilung Bahnarbeiter bei Kilometer 281 von einem zahlreichen Trupp Indianer überfallen. Der Ueberfall kam so schnell und unerwartet, daß die Arbeiter weder Zeit zur Verteidigung noch zur Flucht hatten. Einigen gelang es, sich zu verstecken, sechs von ihnen wurden jedoch durch Pfeilschüsse getötet. Die Ueberlebenden flohen nach Araçatuba, von wo aus der Polizeidelegado abends die Nachricht erhielt. Am Mittwoch Morgen ging eine Abteilung Polizei nach dem Angriffspunkte ab. Araçatuba ist von Bauru 10 Stunden entfernt und liegt zwischen den Stationen General Glicerio und Corrego Azul. Die Leichen der getöteten Arbeiter wurden in Miguel Calmon beerdigt. Voraussichtlich wird der Indianerinspektor jener Zone nun schnell seinen „unglücklichen Landsleuten“ zu Hülfe eilen, welche von der Paulistauer Polizei bedroht sind.

Vom 2. September.

Santos. Während des Monats August trafen hier 1.415.283 Sack Kaffee vom Innern ein. Verkauft wurden 804.740 Sack und verschifft 931.670 Sack. Der in Santos befindliche Vorrat beläuft sich auf 1.209.542 Sack. Die Auftaxe ergab im verflossenen Monat 4.063.266 Franken.

— Die Dampfer „Ravenna“ und „Oronsa“ brachten 357 Einwanderer, die für die Fazenden im Innern unseres Staates bestimmt sind.

Sorocaba. Hier nimmt die Idee, eine Streichholzfabrik zu errichten, greifbare Form an. Es soll nur ein ganz erstklassiges Produkt erzeugt werden. Zu diesem Zwecke sollen nur die vollkommensten Maschinen aus Schweden eingeführt werden, und man hofft auf diese Weise, allen anderen derartigen Fabrikaten die Spitze zu bieten.

S. José do Rio Pardo. Hier treibt seit einiger Zeit eine Spitzbuben- und Räuberbande ihr unheimliches Wesen. Dieselbe überfällt Fazenden, stiehlt Pferde und andere Haustiere und schüchert die Bewohner der Stadt und Umgebung ein. Die Polizei sollte schleunige Maßregeln zur Ergreifung der Strolche in die Wege leiten.

Vom 4. September.

Santos. Heute trifft der ehemalige Bundes- und paulistauer Staatspräsident Dr. Campos Salles mit dem holländischen Dampfer „Zeelandia“ hier ein. Er hat sich mehrere Monate in Europa aufgehalten und verschiedene seiner Freunde beabsichtigen, ihm in Santos einen festlichen Empfang zu bereiten, der indessen keinen politischen Charakter tragen wird.

— Mit dem französischen Dampfer „Pampa“ sind 57 und mit dem italienischen „Lazio“ 100 Einwanderer hier eingetroffen.

Campinas. Am Sonnabend starb hierselbst an einem Herzschlag Herr Henrique Barcellos, Chefredakteur des „Commercio de Campinas“, im Alter von 58 Jahren. Er war auf den Azoren geboren und schon als Kind nach Campinas gekommen, wo er zunächst Stellung in dem Eisengeschäft des verstorbenen Antonio José Machado fand. Seine journalistische Tätigkeit begann er seinerzeit bei der Zeitung „Folha“ im Verein mit Hilario Magro und Alberto Salles. Später gründete er mit anderen zusammen die Wochenschrift „A Mocidade“, die sich dann in die Zeitung „Actualidades“ und weiterhin in das „Diario de Campinas“ verwandelte. Im Jahre 1885 gründete er den „Correio de Campinas“, verließ aber die journalistische Laufbahn kurz darauf, um sich der kaufmännischen Tätigkeit zuzuwenden. Dieselbe behagte ihm indessen nicht und so kehrte er zur schriftstellerischen Tätigkeit zurück und gründete im Jahre 1900 den „Commercio de Campinas“, den er bald zu einem der besten Tageblätter der Stadt Campinas ausgestaltete und dessen Leitung er bis zu seinem, nunmehr erfolgten Tode inne hatte. Er war Privatlehrer und Lehrer des Collegio Ciéncia e Sciéncia, leitete das Gymnasium und war Lehrer der portugiesischen Sprache an der gleichen Anstalt. Henrique Barcellos war ein durch und durch freisinniger und intelligenter Mann, ein offener, gerader Charakter, der sich viele Freunde und Anhänger durch sein stets hilfsbereites und schlichtes Wesen erworben hatte.

Jundiahy. Der Streik der Arbeiter der Weberei „S. Bento“ hier scheint beendet zu sein. Gestern um 2 Uhr Nachmittag hatte der Fabrikleiter Jorge Kenwothy mit dem Polizeikommissar eine Besprechung, in welcher er mitteilte, daß mehr als zwei Drittel der Arbeiter entschlossen seien, die Arbeit heute wiederaufzunehmen. Infolgedessen wurde eine Abteilung Polizisten beordert, welche heute die Eingänge der Fabrik bewachen und die zur Arbeit Zurückkehrenden gegen die noch Streikenden schützen soll. Die Polizei wird sich in der Nähe der Fabrik bis zur Beendigung der Arbeitszeit aufhalten. Die Fabrikverwaltung glaubt, daß die Bewegung mit heutigem Tage beendet sein dürfte, ist aber entschlossen, die Hauptträdelsführer des Streikes nicht wieder einzustellen.

Vom 5. September.

Jahu. Hier werden in kurzer Zeit 5 Bankagenturen und zwei dort geschaffene Bankinstitute funktionieren. Außerdem machen noch verschiedene Handelshäuser Bankgeschäfte. Jahu ist einer der Haupthandelsplätze im Osten des Staates S. Paulo.

Ribeirão Bonito. Auf der Fazenda S. Vicente, Eigentum des Herrn Dr. Raphael Sampaio, ereignete sich am 30. v. M. eine blutige Szene. Der Kationist Attilio Octaviano feuerte, aus nichtigem Anlaß, sein Gewehr auf einen 13 jährigen Jungen ab. Die Kugel traf den unglücklichen Knaben mitten ins Herz und tötete ihn auf der Stelle. Der Täter wurde festgenommen und gestand die Tat ein, ohne die geringste Reue zu empfinden.

Bundeshauptstadt

Rio, Mittwoch, den 30. Aug.

— Die Pest bedroht die Stadt in immer bedenklicherer Weise. Die Sanitätsbehörden haben mehrfach über die Angelegenheit verhandelt und sind zu dem Schlusse gekommen, daß nur eine gründliche Ausrottung der Ratten uns vor der Gefahr schützen könne. Daß dieser Beschluß noch keine Maßregeln zur Folge hatte, scheint nicht Schuld des Sanitätsamtes zu sein, sondern es fehlt an den nötigen Geldern im Etat. Es wäre unter diesen Umständen Pflicht der Regierung, die erforderlichen Mittel schleunigst außerordentlich zu bewilligen. Das fehlte gerade noch, daß wir, nachdem wir Jahrzehntlang schwer unter dem Rufe gelitten, daß unsere Häfen Gelbliebernester seien, nun als ein Land mit epidemischen Pestherden von neuem in Verruf kommen! Ueberhaupt sollte die Regierung sich endlich wieder einmal mehr um die Zustände unseres Sanitätswesens kümmern und die wichtigsten Häfen mit Ausrüstungen zur Desinfektion der Schiffe, mit ordentlichen Isolierhospitälern usw. versehen. Da die Sanitätspolizei in den Häfen Bundesache ist, hat die Regierung kein Recht, sich auf die Opferwilligkeit der Einzelstaaten in dieser Beziehung zu verlassen, denn schließlich ist nicht jeder Staat S. Paulo! Die zuständigen Aerzte äußern sich recht besorgt. Dr. Graça Couto vom Desinfektionsdienst z. B. sagte: „Ich halte die Lage für bedenklich. Alle Jahre um diese Zeit haben wir sporadische Pestfälle zu verzeichnen, denen das Auftreten einer enormen Zahl von Ratten vorausgeht. Wo diese Ratten herkommen, weiß das Sanitätsamt noch nicht. Dieser bedauerliche Zustand wird wohl bis in den Dezember hinein anhalten. Mit der systematischen Desinfektion ist es uns zwar gelungen, das Uebel zu bekämpfen. Aber wenn wir der Seuche an einem Punkte Herr geworden sind, sehen wir sie gleich darauf an einem anderen wieder auftauchen. Meiner Ansicht nach muß der Kampf sofort in der ganzen Stadt mit aller Macht aufgenommen werden, denn die Pest ist in Botafogo aufgetreten, im Becco de Bragança, in der Saude und endlich auch in S. Christovão, wo in einer Glasfabrik ein Fall vorkam. Die alten Lagerhäuser und Mietskasernen in der Saude sind Rattenquartiere, die uns schweren Schaden bringen können. Allein im Lagerschuppen des Lloyd Brasileiro haben wir 400 Ratten getötet. Dagegen ist die Furcht unbegründet, die ein Fall in der Rua Pao Ferro in S. Christovão erregt hat und der angeblich ein Pestfall mit sofortigen tödlichen Ausgang sein sollte. In Wirklichkeit war das Kind seit 6 Tagen krank, und außerdem handelt es sich gar nicht um Pest, sondern um Parocyfite infecciosa. Auch wurden in jenem Hause keine Ratten gefunden.“ Dr. Garfield de Almeida, Arzt am Isolierhospital S. Sebastião, äußerte sich in folgender Weise: „Meiner Ansicht nach hätten angesichts der verschiedenen Pestfälle die reglementarischen Vorschriften bereits sämtlich angewandt werden und, namentlich was die Tötung der Ratten anbelangt, mit aller Energie durchgeführt werden müssen. Es dürfte keine Desinfektion vorgenommen werden, ohne daß gleichzeitig alle Ratten getötet werden, und zwar nicht nur in dem Hause allein, in dem der Pestfall vorkam, sondern in dem ganzen Häuserblock, denn die Ratten wandern mit Leichtigkeit aus dem Hause, in dem sie sich infizierten, nach einem anderen und tragen die Pestkeime dorthin. Der Arbeiter aus der Glasfabrik in S. Christovão, der von der Seuche befallen wurde, hat beim Abladen von Preßheha geholfen, das aus einem Lagerhaus in der Saude kam. Dieser Fall steht

also in Zusammenhang mit den im Becco das Escadinhas vorgekommenen Bakkrankungen. Was die im Hospital liegenden Kranken anbelangt, so geht es ihnen allen verhältnismäßig gut, und die zuerst eingelieferte Ricardina, die bei der Baronin von Massaramba an der Praia do Botafogo bedienstet war, wird in den nächsten Tagen das Bett verlassen können, obwohl ihr Fall der schwerste war.“ Die Aeusserungen der Aerzte lassen klar erkennen, was zunächst notwendig ist: die Vertilgung der Ratten. Ist das geschehen, dann müssen weitere Maßregeln ergriffen werden. Vor allem muß dann dafür gesorgt werden, daß die infizierten Bauten und Ruinen im Hafenviertel verschwinden, damit auch dorthin Luft, Licht und Reinlichkeit dringen.

— Die Wege der Postverwaltung sind wunderbar. Unsere Geschäftsstelle in S. Paulo gab am vorigen Freitag mit gleicher Post zwei Eilsendungen an dieselbe hiesige Adresse auf, einen Brief und eine Drucksache. Der Eilbrief wurde auch rechtzeitig bestellt, die Eil-Drucksache dagegen erst ein paar Stunden später, so spät, daß sie als gewöhnliche Postsache sogar noch früher abgeliefert worden wäre. Und da gibt es Leute, die den Wunsch aussprechen, man möge doch bei uns ebenso wie in anderen Ländern die Bestellung der Wertbriefe nach der Wohnung des Adressaten einführen, um alle die endlosen Weitläufigkeiten zu vermeiden, die gegenwärtig mit dem Empfang dieser Briefe verbunden sind. Uns will es scheinen, daß eine Postverwaltung, die nicht einmal Eilbriefe richtig bestellen kann, mit Wertbriefen einen noch größeren Unfug anrichten würde. Da gehen wir schon lieber aufs Postamt, um sie abzuholen.

— Der Gummielexport im Amazonasgebiet betrug vom 1. bis zum 21. d. M. aus Manaus 535 Tonnen, aus Belém 981 Tonnen und aus Iquitos 152 Tonnen. Der Preis (für typo fino das ilhas) war 4\$600 pro Kilo, gegen 8\$300 in der gleichen Periode des Vorjahres. Der Vorrat in erster Hand betrug in Manaus 475 und in Belém 540 Tonnen. Die Exporteure haben über 5600 Tonnen in Händen, von denen über 5000 durch die Firma J. Marques in Belém bei der dortigen Agentur der Bank von Brasilien lombardiert wurden. Der Weltvorrat beträgt 15.000 Tonnen. Wierapide die Konkurrenz des südasiatischen und afrikanischen Plantagengummis steigt, geht aus der Tatsache hervor, daß allein aus Hinterindien in diesem Jahre 8½ Millionen Pfund ausgeführt wurden, gegen 5 Millionen im Vorjahre und 2 Millionen im Jahre 1909. Dabei ist die volle Ertragsfähigkeit der bestehenden dortigen Plantagen bekanntlich erst in 5 Jahren zu erwarten. Diese Zahlen genügen, um die verzweifelte Lage unserer Gummigebiete vor Augen zu führen. Nur ein entschiedenes Verlassen des bisherigen Systems kann helfen: Anlage von Pflanzungen anstatt der Ausbeutung der wildwachsenden und durch unvernünftige Anzapfung immer mehr zurückgedrängten Hevea und Maniçoba, Schaffung von billigen Verkehrswegen, die den Transport erleichtern und so einerseits Lebenshaltung und damit die Löhne und andererseits die Gestehungskosten des Gummis, verbilligen, endlich Uebergang zu einer anderen Finanzpolitik, die den Gummi nicht mehr in der bisherigen übermäßigen Weise besteuert. Wenn wir dazu nicht die Kraft finden, so wird nicht nur das Amazonasgebiet, sondern das ganze Land in eine schwere Krise gestürzt werden.

— Kaum hat das Schlachtschiff „Minas Geraes“ das Schwimmdock „Affonso Penna“ verlassen, so wird schon das Schwesterschiff „S. Paulo“ hineingelassen. Dabei ist dieser Panzer erst vor einigen Monaten im Dock gewesen. Offenbar ist ihm die Reise nach Bahia nicht gut bekommen. Oder ob

Weltverein

Jedem nützlich;

Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

ihm das faule Stilliegen im Hafen geschadet hat? Unsere Marineverwaltung sollte sich an dem englischen Kreuzer „Glasgow“ ein Beispiel nehmen, der den Hafenaufenthalt auf der Auslandsreise nicht ungenutzt läßt. Der Kreuzer ging nämlich gestern nach der Ilha Grande hinaus, um dort mit Erlaubnis unserer Behörden Schießübungen vorzunehmen. Wie oft haben unsere Kriegsmaschinen sich schon im Schießen geübt, außer bei Gelegenheit der Meuterei? Hoffentlich wird es anders, wenn erst die deutschen Instrukteure hier sind, denen zu Ehren man offenbar die Schiffe — es befinden sich in anderen staatlichen und Privatdocks noch eine ganze Reihe von Kriegsschiffen — jetzt einigermaßen instand setzt.

— Der italienische Gesandte in Buenos Aires, Conde Macchi di Cellere, der sich beim Ausbruch des italienisch-argentinischen Konfliktes gerade in Rom befand, will unter keinen Umständen wieder auf seinen Posten zurückkehren. Ueber seine Nachfolge ist noch keine Bestimmung getroffen worden, doch verlautet, daß die Consulta an den hiesigen italienischen Gesandten, Baron Camillo Romano Avezana denke. Die Versetzung des Barons, der erst kurze Zeit auf seinem Posten weilte und eben jetzt erst Gelegenheit findet, die Lage seiner Landsleute in Brasilien kennen zu lernen, läge sicherlich nicht im Interesse der italienisch-brasilianischen Beziehungen. Uebrigens sehen die Argentinier dem Schmollen der Italiener recht gelassen zu, denn die italienischen Einwanderer kommen doch nach dem La Plata, dem Auswanderungsverbot zum Trotz und obendrein noch auf Kosten anderer Leute. Die Argentinier unterhalten nämlich eine ganze Reihe von Agenten, die italienische Auswanderer, die für Brasilien angeworben wurden, abspenstig machen und heimlich nach Buenos Aires schicken. Die Dummen dabei sind wir!

— Der Landwirtschaftsminister ist am Sonntag Abend von seinem Ausfluge nach der Fazenda Santa Monica zurückgekehrt. Dieses Gut, das im Staate Rio liegt, in geringer Entfernung von der Station Juparanã der Zentralbahn, ist Bundeseigentum und dem Landwirtschaftsministerium unterstellt. Es hat reichliches Wasser und gute Weide, weshalb es zur Akklimatisierungsstation für das von der Bundesregierung eingeführte Rassevieh bestimmt wurde. Herr Pedro de Toledo ist mit der Wahl sehr zufrieden, denn die uruguayischen Zuchtstiere, die dorthin geschickt wurden, haben sich sehr schnell eingelebt. Der Minister hat bei seinem jetzigen Besuche angeordnet, daß mit der systematischen Anpflanzung von Futtergewächsen begonnen werde.

— Es gab eine Zeit, und sie liegt nicht fern, da glaubten unsere Regierenden, Wunder erwarten zu dürfen, wenn sie die japanische Einwanderung nach Brasilien förderten. Wir haben uns immer dagegen ausgesprochen, da wir zu dem Farben- und Völkergemisch aus dem hier eine Einheit zusammengebraut werden soll, nicht auch noch die Mongolen hinzuhaben möchten und uns sozial keinen Nutzen versprechen. Hätte man damals weniger dem Drängen der Kaffeepflanzer nachgegeben, die sich einbildeten, in den kleinen Japs billige Arbeiter zu bekommen, sondern hätte man die australischen und nordamerikanischen Erfahrungen zu Rate gezogen, so wäre Brasilien die Blamage erspart geblieben, die es jetzt dulden muß. Wie die „Japan Daily Mail“

meldet, hat nämlich die japanische Regierung die Ausstellung von Wanderpässen nach Brasilien aufgegeben, und zwar auf Grund von offiziellen Daten über die Lage der 1700 japanischen Brasilwanderer aus den Vorjahren, die sich in sehr schlechter Lage befinden sollen. Und zwar wird gesagt, unsere Fazendeiros beuteten die Japaner aus, indem sie sich zu ihren einzigen Warenlieferanten machten und sich für die Waren so horrende Preise zahlen ließen, daß kein Kolonist je etwas sparen könnte. Mit Brasilien ist auch Peru von dieser Maßregel betroffen worden. Es wird höchste Zeit, daß die Arbeits-Verhältnisse der Plantagenarbeiter gesetzlich geregelt und daß die Gesetze auch durchgeführt werden, denn die Reihe der Verbote, die wir der Gewissenslosigkeit einzelner Pflanzler verdanken, ist kein Ruhmestitel für uns: Preußen, Italien, Spanien, Japan! Im vorliegenden Falle freilich kann man mit dem Verbot insofern zufrieden sein, als es die „gelbe Gefahr“ von Brasilien fern hält.

— In Rio wurde an Bord des französischen Dampfers „Magellan“ der Passagier erster Klasse, Jean Beyrat, bei einem Diebstahl von 60.000 Francs erwischt, die er aus einem Koffer, den er erbrochen, entwendet hatte. Der französische Konsul übergab den Dieb der Polizei, die ihn bis zum Rücktransport nach Frankreich in Oblut behält.

— Der brasilianische Ingenieur Arthur Pinheiro hat eine Erfindung auf dem Gebiete der Leuchtsignale für die Marine gemacht. Dieselbe nähert sich der gleichen Erfindung von Kaselowsky. Dieser letztere wendet 3 Lampen in 2 Farben an, nämlich rot und weiß, während Pinheiro sechs Lampen von gleicher Farbe anordnet.

Rio, Donnerstag, den 31. Aug.

— Die 4. Abteilung des Sanitätsamtes hat an die Generaldirektion ein Schreiben gerichtet, in dem sie auf die dringende Notwendigkeit hinweist, die „wahren Rattenzüchtereien“ zu beseitigen, als welche sich die der Hafenbaukommission gehörigen, verlassenen Lagerhäuser im Saude-Viertel erweisen. Der berichtende Sanitätsinspektor bezeichnet die Lage als bedenklich, da die Pest sich notwendig in den alten Wohnbaracken jenes Viertels, die den Lagerhäusern gleichen, ausbreiten müsse. Es sei unbedingt erforderlich, die Lagerhäuser abzubauen, und zwar sofort, denn neben den Häusern des Becco das Escadinhas, wo Pestfälle vorkamen, befinden sich die verlassenen Lagerhäuser No. 180, 182, 184, 186, 188, 196, 202, 204, 206, 210, 216, 218, 220, 222, 224 und 226, also 16 an der Zahl, und außerdem die an Privatpersonen vermieteten, in demselben erbärmlichen Zustande befindlichen No. 174, 176, 178, 190, 198, 200, 208, 212, und 214. Diese sämtlichen 25 Gebäude müssen sofort abgerissen werden, wenn den Forderungen der Sanitätspolizei Genüge geleistet werden soll. Da sie sich im Besitz der Hafenbaukommission, also einer öffentlichen Behörde, befinden, so sollte man meinen, daß dem Abbruch keine Schwierigkeiten im Wege ständen.

Außer der Pest rücken uns noch die Cholera und das Gelbe Fieber auf den Leib. Der heute eingetroffene Dampfer „Pampa“ und der übermorgen erwartete Dampfer „Lasio“ haben beide Genua, Marseille und andere choleraerseuchte Häfen berührt, und unsere Sanitätsbehörden fürchten, daß auf beiden Cholerafälle vorgekommen sind. Die Schiffe werden daher am Lazareth der Ilha Grande anlegen, um gründlich desinfiziert zu werden. Schon gestern gingen 50 Angestellte vom Desinfektionsdienst mit dem erforderlichen Material unter Lei-

tung der entsprechenden Anzahl von Aerzten nach der Insel ab.

Das Gelbe Fieber ist auf dem Dampfer „Bahia“ des Lloyd Brasileiro ausgebrochen. Das Schiff kommt aus Manaus und hat in Belém do aPra einen Kranken zurückgelassen. Das Sanitätsamt hat auf die diesbezügliche Meldung hin, die ihm von der Kommission zur Sanierung von Para zuzuging, sofort angeordnet, daß der Dampfer in keinem der Häfen, die er noch berühren muß, etwa vorhandene weitere Gelbfieberkranke ausschiffen darf. Sowie die „Bahia“ hier ankommt, wird sie durch das Personal der Rhederei unter Leitung des Delegierten des Sanitätsamtes, Dr. Lindenberg, desinfiziert werden.

— Das kräftig pulsierende Leben, die frisch wachsende Schaffenslust, die in unserem Kunstgewerbe, speziell in allen Zweigen der Raumkunst herrschen, müssen jeden mit aufrichtiger Freude erfüllen, der dem gewerblichen und dadurch bedingten wirtschaftlichen Fortschritt von Industrie und Kunsthandwerk Interesse entgegenbringt. In der, besonders in gebildeten Bürgerkreisen immer beliebter werdenden bekannten Zeitschrift: „Innen-Dekoration“ (Verlagsanstalt Alexander Koch-Darmstadt) ist aufs beste Gelegenheit geboten, die mannigfachen Entwicklungen neuzeitlicher Inneneinrichtung aufs eingehendste zu verfolgen und sich mit deren besten, vorbildlichen Lösungen vertraut zu machen. Auch das vorliegende August-Heft der „Innen-Dekoration“ beweist aufs neue die umfassende Vielseitigkeit dieser Zeitschrift, die allen Ansprüchen — des reichen und vornehmen Mannes wie des gutsituierten Mittelstandes, des weniger bemittelten Bürgers, ebenso wie des schlichten Mannes aus dem Volke — und jeder gediegenen Geschmacksrichtung Rechnung trägt und mit scharfem Weitblick alles Gute und künstlerisch ernst zu nehmende in den Bereich ihrer Darstellung und Betrachtung zieht. Im August-Heft interessieren besonders: Bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen von Theoph. Müller—Dresden nach Entwürfen von C. Kleinhempel, M. Kittler, M. Junge, Räume von wohlthuender Ruhe und Behaglichkeit. Ferner eine Anzahl vornehm ausgestatteter Räume von Louis Fuge-Hannover, nach Entwürfen von Professor Albin Müller u. a., darunter vornehme Ankleidezimmer, Wohn- und Speisezimmer usw., eine prachtvolle Halle in einem englischen Herrensitze von Arch. Edw. L. Lutyens. Von besonderem Interesse sind die abgebildeten Meisterwerke neuzeitlicher Holzschnitzerei in den neuzeitlichen Toilettespiegeln, Leuchtern usw. von Erika Richter—München und P. L. Troost und das vornehme Schlafzimmer von Architekt Peter Birkenholz—München mit reichen Stickerien am Betthimmel. Weiter werden gezeigt Außen- und Innenarchitektur eines Schloßehens, Außenansicht und Innen-Ausbau des Reichsbankgebäudes in Sonderburg von Architekt Jul. Habicht, bürgerliche Einzeimöbel, zuletzt eine Reihe in der Form lobenswerter Kristall-Kronen, Hänge- und Steh-Lampen für elektrisches Licht und Petroleum nach Entwürfen von L. Bertsch, A. Niemeyer, P. L. Troost, K. A. Henker u. v. a. Nicht zu übersehen sind die allgemcinverständlichen Textbeiträge, die manches Beachtens- und Befolgenswerte überzeugend vermitteln. Das August-Heft der „Innen-Dekoration“ mit ca. 60 Abbildungen und vielen Sepiatonbeilagen ist für Mark 2,50 durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt Alexander Koch-Darmstadt zu beziehen.

— In den letzten Monaten hatte unser Handel ständig zu klagen, daß der Frachtgutverkehr nach dem Innern über die Station Maritima der Zentralbahn nahezu stocke. Die angelieferten Güter häuften sich so an, daß die ausgedehnten Lagersehuppen

jenes Bahnhofes vollständig gefüllt waren. Das fing im Juni an, ging den ganzen Juli durch und dauerte auch noch während der beiden ersten Augustwochen. Schließlich sah der Zentralbahndirektor keinen anderen Ausweg, als selbst täglich dem Verladen auf der Maritima beizuwohnen und dem Personal auf diese Weise etwas mehr Aktivität zu verleihen. Jetzt endlich sind die Rückstände aufgearbeitet und die Beförderung geregelt. Anderwärts würde die Bahnbehörde davon kein Aufheben machen, denn es ist ja ihre Pflicht und Schuldigkeit, für ordnungsmäßige Güterabfertigung zu sorgen. Bei uns kommt sich aber jeder, der ausnahmsweise einmal seine Pflicht tut, als ein großer Held vor, der gebührend bewundert werden muß. So auch der Zentralbahndirektor. Er lud also den Vorstand der Kaufmännischen Vereinigung, bestehend aus den Herren Barou de Iboracahy, Peixoto de Castro, Carlos Wigg und Hans Stoltz, sowie Vertreter der Presse ein, um ihnen sein Werk vorzuführen. In Begleitung von fünf Ingenieuren zeigte er in höchsteigener Person den Erschienenen, daß die verbummelten Waren endlich nach ihrem Bestimmungsort abgegangen sind, und freute sich könniglich, als ihm die konventionellen Anerkennungsphrasen gependet wurden. Chacun à son gout! Dabei kann innerhalb einer Woche schon wieder derselbe Zustand herrschen, denn die Zentralbahn verfügt nicht über das genügende Wagenmaterial, das eine ordnungsmäßige Beförderung garantiert. Sie hat heute nicht mehr Güterwagen als vor 20 Jahren, obwohl der Güterverkehr ganz erheblich gestiegen ist. Mindestens 500 weitere Wagen sind nötig, um dem dringendsten Bedarf zu genügen. Der Zentralbahndirektor hätte sich also lieber neulich, als die Betriebsstörung am schlimmsten war, ein parr Dutzend Senatoren und Deputierte mitsamt dem Verkehrsminister einladen sollen, um ihnen zu zeigen, daß der Zustand unhaltbar ist. Und jetzt hätte er besser, anstatt sich billige Elogien sagen zu lassen, sich mitsamt seinen 5 Ingenieuren hingesezt und einen vernünftigen Plan für die Materialvermehrung ausgearbeitet, auf Grund dessen im das Parlament die erforderlichen Mittel bewilligen könnte. Mit einem solchen Vorgehen hätte er nicht nur seine Pflicht getan, sondern sich auch die Kaufmannschaft zu dauerndem Danke verpflichtet.

— Unser erlauchter Polizeichef hat einen neuen „Trick“ herausgefunden, um die öffentliche Aufmerksamkeit von der Tatsache abzulenken, daß er für die öffentliche Sicherheit nichts Ersprößliches zu leisten vermag. Alle Tage kann man jetzt im Polizeibericht lesen, daß die Agenten eine Razzia veranstaltet und die und die berufsmäßigen Diebe verhaftet habe. Jedesmal ist es mindestens ein halbes Dutzend, und der nichtsahnende Bürger, der die Notiz liest, freut sich, daß die Polizei so ausgezeichnet über die Sicherheit seines Eigentums wacht. In Wirklichkeit aber ist alles Schaumschlägerei. Die betreffenden „berufsmäßigen Diebe“, die es nebenbei bemerkt nicht einmal immer sind, haben nämlich augenblicklich gar nichts auf dem Kerbholz und werden widerrechtlich verhaftet und in Haft behalten. Wenn sie sich zu rühren verstehen, müssen sie umgehend wieder freigelassen werden. Die wirklichen Diebe aber, diejenigen, denen die letzten Einbrüche und Taschendiebstähle und Schwindeleien zur Last fallen, erfreuen sich nach wie vor der goldenen Freiheit. Desgleichen die Zuhälter, die Mädchenhändler, die Raubmörder, Affektmörder und Lustmörder, deren Taten in den letzten Monaten die Presse beschäftigten. Weil die polizeiliche Unfähigkeit die Hauptschuld von diesen nicht zu befreien vermag, werden die anderen eingesperrt, die nichts

Böses ahnen, weil sie augenblicklich nichts Böses auf dem Gewissen haben. Sankt Belisario Tavora ist schon mehrfach mit russischen Polizeimeistern verglichen worden. Der Vergleich ist wirklich nicht ungerechtfertigt, wie diese Razzien zeigen. Und der Präsident der Republik, Marschall Hermes Rodrigues da Fonseca???

— In der Organisation unserer Kriegs-Flotte ist eine Aenderung vorgenommen worden. Das Generalkommando des Torpedowesens ist aufgelöst und dafür dasjenige der Seeverteidigung des Hafens von Rio de Janeiro (Commando Geral da Defesa Naval do Porto do Rio de Janeiro) geschaffen worden. In dem darauf bezüglichen Tagesbefehl des Admiralstabs-Chefs heißt es, daß das ersterwähnte Kommando von vornherein für die Verteidigung Rios gebildet worden sei, daß es aber diesen Zweck nicht erfüllte, weswegen die Umgestaltung erfolgte. Macht es denn der Name?

— In der Sitzung der Academia Nacional de Medicina, die unter dem Vorsitz des Dr. Carlos Seidl stattfand, erstattete dieser Arzt Bericht über die Vertretung Brasiliens auf der Hygieneausstellung in Dresden. Er führte etwa folgendes aus: „Mein heutiger Bericht ist eine Ergänzung zu dem, den ich Ihnen in der Sitzung vom 24. Mai 1906 erstattete. Vor wenig mehr als 5 Jahren machte ich Ihnen eingehende Mitteilung über die vielversprechende wissenschaftliche Bewegung, die von dem damals noch in seinen Anfängen stehenden Institut in Mangunhos ausging. Ich sagte damals, indem ich einen Satz aus der Botschaft des Bundespräsidenten wiederholte, daß jenes Institut im Auslande besser bekannt sei als unter uns. Und daß es tatsächlich seitens der Forscher jenseits des Ozeans in ganz besonderer Weise geschätzt wird, das möge Ihnen ein Vorgang von der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden und den mit ihr verbundenen Kongressen zeigen. Ein durchaus glaubwürdiger Brief den ich jüngst erhielt, zeigt, daß unsere Ausstellung in der sächsischen Hauptstadt weit über Erwarten erfolgreich gewesen ist. Der Kongreß für die Mikrobiologie, der dort tagte, besuchte aus eigenem Antrieb und uneingeladen den Pavillon Brasiliens, studierte dort eingehend das Material über die Chagassche Krankheit und wohnte alsdann den darauf bezüglichen kinematographischen Vorstellungen bei. Voller Begeisterung klatschten die Besucher Beifall und riefen den Namen unseres Kollegen Chagas. Der Pavillon Brasiliens steht in einer bescheidenen, wenn auch malerischen Ecke des Ausstellungsgebäudes, aber er wird trotzdem unablässig von Forschern besucht. Ausländische Delegationen wenden sich dorthin, um unsere Sammlungen zu studieren. Unser Kollege Oswaldo Cruz begleitete vor seiner Abreise von Dresden eine Kommission von mehr als 50 österreichischen Aerzten, die eingehende Aufklärungen über die Spezial-Ausstellungen Brasiliens erbat: Chagassche Krankheit, Blastomyeose, Leichmaniose, Gelbes Fieber, Pest, Hautnykosen, Schlangenserum Vital Brasils und besonders über die Bekämpfung des gelben Fiebers in Para, deren schnelle Erfolge außerordentliches Aufsehen erregten. Hier sind nicht alle Namen der Kollegen gegenwärtig, die für die Ausstellung Material lieferten, aber ich nenne Oswaldo Cruz, Vital Brasil, Lindenberg, Pedro Severiano de Magalhães, Rocha Lima, Gaspar Vianna, Juliano Moreira, Eduardo Rebello, Parreiras Horta und Beaufrepaire Aragão.“ Herr Carlos Seidl schloß mit den Worten, daß er die Mitteilung deshalb gemacht habe, damit diese in Dresden errungenen Erfolge in den Sitzungsberichten der Akademie dauernd figurieren, denn die Akademie habe die Aufgabe, die brasilische Wissenschaft zu fördern und alle ihre Fortschritte zu verzeichnen. Die Anwesenden sym-

deten den Ausführungen des Herrn Dr. Carlos Seidl lebhaften Beifall.

Rio, Freitag, den 1. September.

— Ueber unsere ideale Post schreibt „Correio da Manhã“: Die Post fährt fort, in S. Paulo ihre glänzende Rolle zu spielen, besonders wenn es sich um Briefe handelt, die für Gegner der Kandidatur Rodolpho Miranda bestimmt sind. Der Deputierte Candido Motta schickte seinem Kollegen Altino Arantes am 9. August einen Brief nach S. Paulo. Da er keine Antwort erhielt, schrieb er am 23. August nochmals. Diesmal ließ die Antwort nicht auf sich warten. Herr Arantes sandte seinem Freunde die Umschläge beider Briefe, aus deren Stempel man ersahen konnte, daß dieselben beide erst am 24. August abgegeben worden waren. „Correio da Manhã“ hat die beiden Umschläge in der Redaktion ausgelegt, damit jedermann sich überzeugen kann, auch der Postdirektor und der Verkehrsminister, falls dieser nämlich, wie das genannte Blatt meint, durch die Politik in Bahia nicht allzu sehr in Anspruch genommen ist.

— Am Donnerstag hat die Deputiertenkammer das Projekt angenommen, durch welches die Maßregeln der Regierung während des Belagerungszustandes gebilligt und gutgeheißen werden. Ein Nebenantrag des Deputierten Pedro Moacyr, welcher die Vorgänge an Bord des „Satellite“ nicht einbezogen wissen wollte, wurde abgelehnt. Die Sitzung verlief, wie schon die vorhergehenden, sehr stürmisch. Zuerst beantragte Barbosa Lima namentliche Abstimmung, damit jedermann erfahren könne, wem der „Ruhm“ gebühre, die skandalösen Vorgänge totgeschwiegen zu haben. Der Antrag wurde mit 93 gegen 33 Stimmen abgelehnt. Darauf wurde das Projekt mit 107 gegen 22 Stimmen angenommen. Barbosa Lima sprach dann nochmals über den Caso do Satellite. Der Antrag des Herrn Moacyr habe verhindern wollen, daß die barbarischen Mordtaten auf dem „Satellite“ unbestraft blieben. Bei dieser Gelegenheit wurden auf der einen Galerie lebhaft Protestrufe laut. Dieselbe war stark besetzt, anscheinend von Geheimpolizisten und anderen Staatsangestellten. Diese brachten Hochrufe auf Marschall Hermes aus und machten heuchlerischen Lärm. Auch im Sitzungssaal brach ein Tumult aus. Alle schrien durcheinander, mehrere Deputierte der Majorität drangen auf Barbosa Lima ein, welcher jedoch ruhig blieb und sich nicht einmal durch den Leader Fonseca Hermes einschüchtern ließ, der mit einem nochgeschwungenen Stuhl auf ihn losging. Auf der Galerie versuchte ein Polizist Ordnung zu schaffen. Er konnte jedoch bei der großen Zahl der Tumultanten nichts ausrichten und mußte in den Sitzungssaal flüchten. Die beiden Parteien auf den Galerien suchten sich gegenseitig niederzubrüllen und es kam schließlich zum Handgemenge. Der diensthabende Delegado requirierte eine starke Polizeiabteilung, welche die Galerien schnell räumte. Der Präsident Sabino Barroso verließ den Präsidentenplatz, die Sitzung war aufgehoben. Es dauerte eine halbe Stunde, bis sich die Gemüter so weit beruhigt hatten, daß die Sitzung wieder eröffnet werden konnte. Es sprachen dann noch mehrere Deputierte der Minorität, welche von der Majorität durch heftige Zwischenrufe unterbrochen wurden. Der Deputierte Soares dos Santos forderte strikte Durchführung der Hausordnung, nicht nur in Bezug auf die Galerien, sondern auch in Bezug auf die Deputierten, welche es an dem nötigen Respekt gegen die Repräsentanten der Exekutive fehlen lassen. Er versicherte, daß sich an der Spitze der Regierung ein Ehrenmann befinde und daß die Regierung bisher immer ihre Pflicht getan habe. Der Antrag Bar-

Moacyrs wurde schließlich mit 102 gegen 23 Stimmen abgelehnt.

— Ueber die schlechte Vertretung Brasiliens auf der Ausstellung in Turin ist von Anfang an Klage geführt worden. Der Chef der Kommission, Antonio de Padua Rezende, hat sich als durchaus unbrauchbar erwiesen, so daß die Ausstellung für Brasilien ein bedauerliches Fiasko zu werden drohte. Auf vielfaches Drängen sah sich die Regierung schließlich veranlaßt, die Sache näher zu untersuchen. Damit wurde der Senator Antonio Azeredo beauftragt, der gerade im Begriff stand, nach Europa abzureisen. Derselbe hat sich mehrere Tage in Turin aufgehalten und Herrn Costa Senna, der sich durch seinen Dienstifer und seine umsichtige Tätigkeit ausgezeichnet, zum vorläufigen Chef der Kommission bestimmt. Der Fall Padua Rezende ist typisch. Man nimmt für einen so wichtigen Posten, wie der des Vertreters eines Landes auf Ausstellungen doch zweifellos ist, irgend jemanden, der von Pinheiro Machado oder einer anderen Größe dazu vorgeschlagen wird. Nach den Fähigkeiten des Vorgeschlagenen wird ebensowenig gefragt wie nach seiner Vergangenheit. Das Resultat ist in diesem Falle, daß sich Brasilien auf einer Ausstellung wie die Turiner, wo fast alle Kulturstaaten vertreten sind, in beschämender Weise blamiert.

— Das Verkehrsministerium plant eine Eisenbahn durch die ganzen Nordstaaten hindurchzulegen und auf diese Weise Belem do Pará mit Rio Grande do Sul auf dem Landwege in Verbindung zu bringen. Der Verkehrsminister hat infolgedessen dem Direktor der Central-Bahn den Auftrag gegeben, daß er unverzüglich verschiedene Abteilungen von Arbeitern unter Führung von Ingenieuren, Landmessern mit dem nötigen Instrumenten ausgerüstet, abschicke, um in den verschiedenen Staaten die Studien zu beginnen und die Trace der Bahn festzusetzen. Die Bahn soll ungefähr von Pirapora nach Norden ausgehend, bis nach Pará fortgeführt werden, während sie im Süden durch die Verbindung mit der S. Paulo-Rio Grande und der Noroeste do Brasil die Verbindung aller Staaten Brasiliens untereinander herstellen würde. Die Vorteile, die sich aus einer solchen durch ganz Brasilien gehenden gigantischen Hauptbahn ergeben sind von gar nicht zu berechnendem Nutzen. Alle bereits bestehenden Bahnen würden an dieselbe Anschluß suchen und finden, der Norden sein lang entbehrtes Ausgangstor für den Transport bekommen und weite Länderstrecken, die heute verlassen daliegen, dem Handel und Verkehr erschlossen werden. Aber auch die Einwanderung ließe sich durch die Bahn nach einigen Staaten des Nordens leiten. Welch ungeheure Reichtümer liegen noch im Schoße der Erde in einigen der Nordstaaten verborgen, sie könnten, wenn Bahnverbindung vorhanden, ans Tageslicht gezogen u. die Quelle ungeheuren Wohlstandes werden. — Die Idee dieser Bahn ist nicht neu. — Der Verkehrsminister der vorigen Regierung hat sie bereits gehabt und die Pläne vorbereiten lassen, aber er hatte nicht den nötigen Mut, die Studien beginnen zu lassen. Dieses Verdienst gebührt nun voll und ganz dem gegenwärtigen Inhaber dieses Portefeuilles, der nach der Ansicht des Bundespräsidenten die Arbeit auch durchführen und Brasilien mit einem der größten Werke des Fortschrittes und der Verteidigung ausstatten wird.

Rio, Sonnabend, 2. September.

— Der bekannte Deputierte Irineu Machado hat am Montag und Dienstag wieder längere Reden gegen den Marschall Hermes gehalten. Er beschäftigte sich diesmal mit den Vorgängen während der Flottenrevolte und dem „Caso do Satellite“. Er nannte den Marschall einen neuen Francia, einen neuen Solano Lopez und einen neuen Rosas. Auf den Galerien wurden die Tiraden Irineus lebhaft beklatscht, was den Präsidenten veranlaßte, mit Räumung der Galerien zu drohen. Irineu meinte darauf, er sei der erste, der die Zuhörer auf den Galerien

bitte, sich der Beifallsbezeugungen zu enthalten. Es genüge ihm vollständig, daß sein eigenes Gewissen ihm recht gebe und alle diejenigen, die ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung noch nicht verkauft haben. (Aus dieser Aeußerung, jedenfalls ein unfreiwilliges Bekenntnis, geht hervor, daß die Radumacher auf den Galerien ebenfalls gemietet oder gekauft waren, übrigens eine längst bekante Tatsache.)

Am Dienstag befaßte sich Irineu Machado hauptsächlich mit der Revolte des Seebataillons und der Verschickung der früheren Matrosen nach dem Amazonas. Die Regierung des Marschall Hermes sei durch die Vorgänge auf der Ilha das Cobras nach der Revolte, und die Tragödie auf dem „Satellite“ völlig demoralisiert worden. In außerordentlich heftiger Weise sprach er über den Tod der Soldaten, die in den Gefängnissen der Ilha das Cobras umgekommen sind.

Auch während dieser Rede wurde Irineu Machado wiederholt unterbrochen. Diesmal waren die Galerien in zwei Parteien geteilt, so daß es fast zu Tötlichkeiten gekommen wäre. Als ein Zuschauer Irineu Machado zurief, daß die Regierung des Marschalls die „Regierung des Volkes“ sei, antwortete dieser: „Last ihn nur sprechen; denn er ist entweder ein Angestellter der Regierung oder ein Anwärter auf eine Stelle als Steuerfiskal.“ Die Partei Irineus klatschte lebhaften Beifall, während der angebliche Steuerfiskal weiter sprach, bis er von den anderen überschrien wurde. Mehrere Deputierte protestierten nun ernstlich gegen die Einmischung der Zuschauer und schließlich wurde der Redner auf der Galerie hinausgeworfen.

Das Präsidium der Kammer sollte die Hausordnung viel strenger aufrecht erhalten, damit solche Szenen nicht vorkommen können. Man scheut sich aber anseheinend, gegen die Anhänger Irineus einzuschreiten, sonst hätte man doch nicht nur den einen Redner an die Luft gesetzt, sondern die ganze Galerie geräumt.

In der Kammer sprach Dr. Paulino de Souza über die Vorgänge beim Regierungswechsel im Staate Rio de Janeiro. Der Präsident Backer sei während des Belagerungszustandes abgesetzt worden, damit der Kandidat Nilo Peçanhas, Dr. Oliveira Botelho, eingesetzt werden konnte.

Von einer Absetzung kann in diesem Falle gar keine Rede sein. Backer hat bis zum gesetzlich festgesetzten Tage der Regierungsübernahme regiert. Erst an diesem Tage wurde der Palast durch Bundesstruppen besetzt, da Backer denselben durch Minen und Dynamitbomben gegen das Eindringen der Opposition gesichert hatte. Da Dr. Oliveira Botelho zweifellos der rechtmäßig gewählte Präsident war, hat die Bundesregierung nur ihre Pflicht getan, als sie Backer und seine Leute beizeiten unschädlich machte.

— Es heißt, daß die Festungen in Rio in Schußbereitschaft gehalten werden, da man irgendwo Unruhen befürchtet. Die Nachrichten hierüber brachte der Telegraph verstümmelt, und als man die Verstümmelung richtig stellen ließ, blieben die Worte der obigen Mitteilung fort. Es ist also augenscheinlich, daß Zensur geübt wurde, aber in so ungeschickter Weise, daß man sie sofort entdeckt hat. Diese Zensur beschränkt sich indessen nicht nur auf die Telegramme, sondern auch briefliche Mitteilungen der Zeitungskorrespondenten nach S. Paulo sind konfisziert worden. Es ist also wieder irgend etwas faul im Staate Dänemark. An Bord des großen Kriegsschiffes „S. Paulo“ dienen einige Portugiesen. Dieselben, so kursiert das Gerücht, sollen schlecht behandelt worden sein und deshalb Klage führen. Es heißt auch, daß an Bord der „S. Paulo“



eine neue Auflehnung der Matrosen stattgefunden habe, jedoch fehlt die offizielle Bestätigung darüber.

— Hier ist das Gerücht verbreitet, daß der Direktor des „Jornal do Commercio“, Herr José Carlos Rodrigues, sich mit der Absicht trage, noch ein anderes Rio-Morgenblatt anzukaufen. Dasselbe ist ebenfalls in einem erst kürzlich vollendeten Palaste der Avenida Central untergebracht, befindet sich aber in einer Krise, veranlaßt durch seine politische Haltung, welche es in der Präsidentschaftswahlperiode einnahm.

— Im Vororte Todos os Santos bei Rio brachen Diebe in das Geschäftslokal von Manuel Leite ein. Als sie sich anschickten, im Innern des Hauses ihr Werk zu beginnen, stießen sie an einen Stuhl. Der Besitzer erwachte durch das Geräusch und stand auf, um nachzusehen, was los wäre. In diesem Augenblicke wurde er von den Dieben überwältigt, gebunden und ihm der Mund mit Baumwolle und Schwefel zugestopft. Darauf nahmen die Spitzbuben alles Geld, welches in den Schubfächern des Ladentisches vorhanden war und ließen Manuel Leite liegen, der nach Verlauf mehrerer Stunden von Angehörigen seiner Familie gefesselt und wie leblos auf der Erde liegend aufgefunden wurde.

— In Rio kursieren Gerüchte über den Ausbruch eines Streikes der Motoneire der Rio de Janeiro Light and Power Co. Die Polizei wurde benachrichtigt und ergriff sofort die notwendigen Vorkehrungen. Die Stationen, woselbst die Wagen sich befinden, sind sämtlich von Truppen besetzt. Vorläufig wurde die Ruhe noch nicht gestört.

Rio, Montag, den 4. September.

— Aus Rio wird von der Bildung eines englischen Syndikates berichtet, welches im Staate Parana eine große Papierfabrik errichten will. Das Kapital beträgt 40.000 Pfund Sterling.

— Die brasilianische Regierung wird bei den Festen zur Feier des ersten Jahrestages der Gründung der portugiesischen Republik in Lissabon durch den Kreuzer „Benjamin Constant“ vertreten sein. Derselbe soll am 14. d. Mts. die Reise nach Portugal antreten.

— Dr. Oswaldo Cruz ist mit dem englischen Dampfer „Amazon“ gestern von seiner Europareise zurückgekehrt.

— Der Forschungsreisende Savage Landor, der mit der Bundesregierung das Abkommen getroffen hatte, die ganze nördliche Gegend von Matto Grosso zu erforschen, ist seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen. Er ist vom Araguaya-Fluß, bei der 11. Vermessungsmarke, aus aufgebrochen und bis zum Madeira-Fluß immer dem Laufe des Araguaya gefolgt. Von Goyaz aus ist er stets der Telegraphenlinie entlang marschiert und zwar bis zur Station General Pence, welche nicht weit von Cuyaba liegt. Dann wandte er sich weiter in der Richtung nach Diamantina, wo er zur ungeheuren Ueberraschung der Bevölkerung erschien, da man ihn tief im Urwald, weit im Norden von Diamantina, vermutete. Weiter ging er dann in der Richtung nach dem Tapajoz-Fluß ab, von wo keine Nachrichten mehr von ihm eingetroffen sind. Er hat demnach die Gegenden, die er erschließen wollte, fast gar nicht berührt.

— Die für unsere Kriegsmarine angeworbenen portugiesischen Seeleute und Heizer werden uns noch viele Schwierigkeiten machen. Vielleicht sind die Werbeoffiziere ähnlich vorgegangen, wie gewisse Auswanderungsagenten: sie haben den Leuten goldene Berge versprochen und ein Paradiesesdasein in Aussicht gestellt, und nun kommt die rauhe Wirklichkeit mit ihrer Enttäuschung. Diese Erklärung ist die ehrenvollste für unsere Marine, denn der Portugiese ist bekanntlich ein williger Arbeiter, der nichts weniger als verwöhnt ist. Sollten die Werbeoffiziere jedoch mit ihren Versprechungen nicht zu leichtfertig gewesen sein, so daß man die Annahme einer Enttäuschung ablehnen müßte, so wäre das ein höchst trauriges Zeichen. Die Leute beschwerten sich nämlich, wie wir schon vor Wochen mitteilten, über schlechte Behandlung. Nachdem sie sich vergebens an unsere Behörden gewandt hatten, sind sie jetzt schließlich zu dem portugiesischen Gesandten gegangen und baten ihn um seine Vermittlung. Herr Gomes hat ihnen erklärt, daß ihn der Fall nichts angehe, und er hat daran klug getan. Nicht als ob er kein Recht hätte, vorstellig zu werden, wie einige hiesige Blätter behaupten. Weder der Umstand, daß die portugiesische Regierung die Anwerbung erlaubte, noch der andere, daß es sich um Vorgänge innerhalb unserer Kriegsmarine handelt, schließt völkerrechtlich die diplomatische Vermittlung aus. Auch während des Dienstes in einem fremden Militärverhältnis bleibt der betreffende Söldner Angehöriger seines Heimatlandes und hat als solcher Anspruch auf Schutz. Das hat z. B. Deutschland schon des öfteren gegenüber deutschen Untertanen anerkannt, die in der französischen Fremdenlegion dienten. Und England hat erst im November, als während der Flottenmeuterei die englischen Maschinisten der Dreadnoughts bedroht waren, zu ihren Gunsten Vorstellungen bei unserer Regierung erhoben. Das Recht der Vermittlung kann dem portugiesischen Gesandten also nicht bestritten werden. Aber klug hat er dennoch gehandelt, denn erstens ist Portugal nicht Deutschland und nicht England, und schon die praktischen Römer sagten: Quod licet Jovi, non licet bovi. Und zweitens muß es unsere Regierung als Freundschaftsdienst anerkennen, wenn er die Beschwerdeführer abweist und höchstens unter der Hand zu ihren Gunsten vorstellig wird. Denn wenn erst einmal eine derartige Beschwerde mit Erfolg vorgebracht wurde, dann nehmen die Klagen kein Ende; mit anderen Worten: dann geht die ohnehin noch schwankende Disziplin in unserer Flotte von neuem in die Brüche. Aber selbst wenn Herr Gomes überhaupt nichts unternimmt, sollten unsere Marinebehörden die Angelegenheit ernstlich untersuchen und berechtigten Beschwerden Abhilfe schaffen, nicht nur aus Gerechtigkeitssinn, sondern im wohlverstandenen Interesse unserer Flotte, weil nur ein zufriedenes und anständig behandeltes Personal das leistet, was wir von den Schiffen verlangen müssen. Die traditionelle Abneigung gegen die portugiesischen „Bleifüße“ sollten unsere Marineoffiziere gefälligst bei Seite lassen, da sie in diesem Falle höchst unangebracht ist. Als Seefahrer nämlich waren die Portugiesen den Brasilianern seit jeher überlegen!

— Die portugiesische Postverwaltung — da wir gerade von Portugiesen handeln, sei das gleich hier angeschlossen — scheint von einer überraschenden Eudigkeit zu sein. Wurde da in Braga ein Brief aufgegeben, der folgende Aufschrift trug: „Ilhm. Snr. X. Y. Z., nos baixos do Gremio Literario Portuquez. Caixa do Correio 41.“ (Herrn X. Y. Z., im Erdgeschoß der Portugiesischen Literarischen Vereinigung, Postfach 471). Frankiert war der Brief mit zwei Marken zu 25 Reis port. Währung, die, neben-

bei bemerkt, noch immer den Kopf des kleinen Manuel mit übergedrucktem rotem Stempel „Republica“ tragen. Aus hier nicht zu ermittelnden Gründen muß die portugiesische Postverwaltung gewußt haben, daß der Brief nach Brasilien bestimmt sei und sie beförderte ihn nach Rio, es unserer Post überlassend, sich als ebenso findig zu erweisen und die Stadt zu suchen, in der Herr X. Y. Z. im Erdgeschoß der Portugiesischen Literarischen Vereinigung wohnt. Leider hat sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn bei uns würde einfach angenommen, der Brief sei nach Rio bestimmt. Der Inhaber des Postfachs 471, ein deutscher Kaufmann, besah sich das unerwartete Geschenk und lieferte es, da er weder X. Y. Z. heißt, noch in dem bewußten Erdgeschoß wohnt, der Postfachabteilung zurück. Nach einer Stunde hatte er die Freude, den Brief von neuem in seinem Fach zu finden. Da er nicht Lust hat, mit der Post „Meine Tante, deine Tante“ zu spielen, beabsichtigt er, die Portugiesische Literarische Vereinigung selbst ausfindig zu machen und den Brief direkt nach der betreffenden Stadt zu befördern.

— Wenn man betriebsam ist, kann man aus den unscheinbarsten Dingen manchmal Kapital schlagen. Dieser Ansicht waren auch der Beamte der Bank von Brasilien Alberto Pitanga und der Zigarrenhändler Joaquim Augusto da Costa, der sein Geschäft in der Avenida Central 30 hat. Die unscheinbaren Dinge, auf die die beiden ihr Augenmerk richteten, waren gebrauchte Stempelmarken. Pitanga entfernte sie von den Dokumenten der Bank, Costa reinigte sie chemisch und verkaufte sie. Eine Weile ging das Geschäft auch ganz gut, bis schließlich einmal ein mit solcher Stempelmarke versehenes Dokument angehalten wurde. Die Reinigung war nicht gut gelungen. Es wurde nachgeforscht, wo die betreffende Marke gekauft worden war, und schließlich zu einer Haussuchung bei Costa geschritten. Die Polizei fand in dem Laden „gewaschene“ Marken im Werte von mehr als 2 Contos und brachte den pfiffigen Zigarrenhändler mitsamt seiner „Wäsche“ in Sicherheit. Der Spießgeselle ist noch nicht verhaftet worden. Er ist ja ein Beamter, da hat es immer gute Wege!

— Das Begräbnis des Herrn Severiano Rodrigues da Fonseca, des am Sonnabend früh verstorbenen Bruders des Bundespräsidenten fand noch am selben Nachmittag nach dem Friedhof S. Francisco Xavier statt. Es war natürlich ein riesiges Leichenbegängnis, denn die ganze offizielle Welt und alles was mit der Regierung zusammenhängt, war vertreten. Etwa 400 Automobile und Kutschen nahmen teil und die Zahl der Kranzspenden war ungeheuer. Eine Aufzählung der Erschienenen erübrigt sich.

— Mit der Bekämpfung der Pestgefahr soll nun doch ernst gemacht werden. Der Generaldirektor des Sanitätswesens, Dr. Pacheco Leão, hat mit dem Minister des Innern eingehend über den Gesundheitszustand der Stadt und über die zu ergreifenden Maßnahmen konferiert. Der Minister wird sich mit seinem Kollegen von den öffentlichen Arbeiten in Verbindung setzen und ihn bitten, mit größter Beschleunigung die von der Hafenausschuss angekauften verwahrlosten Lagerhäuser abreißen zu lassen. Man hofft, dann der Rattenplage schneller Herr werden zu können. In den letzten Tagen sind glücklicherweise neue Pestfälle nicht vorgekommen.

— Zu unserer Notiz über die portugiesischen Marinesöldner können wir noch nachtragen, daß die Marineverwaltung bereits Maßnahmen getroffen hat. Der Chef des Admiralstabs hat den Kommandanten des Torpedojägers „Rio Grande do Norte“ beauftragt eine Untersuchung über die Klagen der Söldner vor-

Erfolge mit Kali.

Unter dieser Rubrik werden wir in Zukunft regelmässig Resultate von Düngungsversuchen des Centros de Experiencias Agricolas des Kalisyndikates, Rio, bringen, die den Vorteil der Kalidüngung demonstrieren.

Düngungsversuch zu Weinreben, ausgeführt von Herrn Raoul de Caux, S. Domingos do Prata, Minas Geraes.

Parzelle I: Unge dü ng t	ergab pro ha	683 Kilo Trauben
Parzelle II: Ged ü ng t	pro la mit	
	84 Kilo Chlo r k a l i u m	
	133 „ Superphosphat	
	67 „ Schwel s. Amm on i a k	
ergab pro ha	1965 Kilo Trauben	

zunehmen. Die Gerüchte, daß die Portugiesen zu meutern beabsichtigen, bestätigen sich nicht, scheinen aber das schnelle Vorgehen der Marinebehörden veranlaßt zu haben.

Rio, Dienstag, den 5. Sept.

— Die österreichischen Bemerkungen zu dem Bericht des Dr. Padua Rezende, die wir in unserem Artikel „Audiatur et altera pars“ wiedergaben u. die ein höchst sonderbares Licht auf die Tätigkeit unserer Kaffee-Propagandisten werfen, finden auch in der lusobrasilianischen Presse die gebührende Beachtung. Gestern gab die „Imprensa“ sie auf der ersten Seite ihres Hauptblattes wieder. Wir sind gespannt, was Herr Padua Rezende erwidern wird.

— Die Zahl der Fahrunfälle ist mit dem zunehmenden Verkehr in Rio derartig gestiegen, daß sich die öffentlichen Gewalten mit der Frage zu beschäftigen begannen. Das einfachste wäre gewesen, sich die Großstädte von fortgeschrittener Kultur, Buenos Aires eingeschlossen, zum Vorbild zu nehmen und dem Beispiel S. Paulos zu folgen, das dieselbe Kalamität in kurzer Zeit durch eine auf Grund jener Erfahrungen erfolgten Regelung des Stadtverkehrs beseitigt hat. Aber das einfachste ist bei uns nicht beliebt. So hat denn der Deputierte Frederico Borges in der Kammer einen Gesetzentwurf eingebracht, der Straßenbahmfahrer, Chauffeure und Kutscher mit strengen Strafen bedroht, wenn durch ihr Fahrzeug eine Person verletzt oder getötet wird. Herr Borges hat offenbar keine Ahnung davon, daß durchaus nicht immer die Lenker der Fahrzeuge an den Unfällen Schuld tragen, sondern daß mindestens ein Drittel auf Rechnung der Fußgänger kommt, die sich nicht den Bedingungen des Großstadtverkehrs anpassen können oder wollen. Ganz zu schweigen von den Zusammenstößen der Straßenbahnwagen mit anderen Fuhrwerken, wobei den Straßenbahmfahrer selten die Schuld trifft. Der Gesetzentwurf Borges nimmt hierauf jedoch keine Rücksicht, sondern betrachtet schlankweg den Führer des Fahrzeugs, unter das eine Person gerät, als schuldig. Sogar wenn sich jemand in selbstmörderischer Absicht vor die Räder wirft, muß nach dem Wortlaut des Entwurfs der Fahrer bestraft werden! Das ist natürlich keine Lösung, sondern höchstens geeignet, den Leichtsin und die Sorglosigkeit, mit der gewisse Leute belebte Verkehrsstraßen kreuzen, zu vermehren. Die Fahrzeugführer der verschiedenen Gattungen sind deshalb auch nicht geneigt, sich derartige Maßregeln gefallen zu lassen, und wollen in Streik treten, falls der Entwurf wirklich Gesetz werden sollte. Schon in der vorigen Woche schwirrte das Gerücht von einem bevorstehenden Streik, und gestern ließ es

von neuem, heute Nacht würden die Straßenbahnen in den Ausstand treten, um dagegen zu demonstrieren, daß der Antrag Borges überhaupt beraten wird. Das Gerücht hat sich jedoch nicht bewahrheitet, sondern der Straßenverkehr geht in gewohnter Weise vor sich.

— Zu dem Thema „Der unbeliebte Deutsche“, das wir in unserem Blatte bereits mehrfach behandelt haben, schreibt man uns: „Am Sonntag begleitete ich eine Familie meiner Bekanntschaft auf den Corcovado. Es war „Dampferstag“ und die Fremden strömten in Scharen vom Hafen her nach den wunderbaren Aussichtspunkte. Als wir die letzten Treppenstufen nach dem Pavillon hinaufstiegen, trat sich eine unserer Damen auf den Rock und wäre beinahe gestürzt. Oben stand eine Gruppe durchreisender Deutscher, von denen der Nachstehende eine Bewegung machte, als wolle er die Dame in seine Arme schließen, worüber die anderen in lautes Gelächter ausbrachen. Ich machte im Weitergehen die laute Bemerkung, daß Romanen in dem Falle höflich beiseite getreten wären und den Hut gezogen hätten. Die Lehre wurde verstanden, aber wie! Als wir am Nachmittag durch die Avenida gingen, saßen dieselben Deutschen vor Castellões an einem Tische und tranken Bier. Mit der zuvorkommendsten Höflichkeit lüfteten sie nunmehr vor den Unbekannten, mit denen sie nicht ein Wort gewechselt hatten, den Hut. Man sah, daß es ihnen bitter ernst war. Auf der Rückfahrt vom Berge wandten sich ein paar andere junge Deutsche um verschiedene Auskünfte an mich, die ich ihnen natürlich gern erteilte. Am Hotel Corcovado stiegen sie aus, ohne den Hut zu ziehen. Das brüchte nicht einmal ein Yankee fertig.“ Sehr richtig!

— Der Landwirtschaftsminister hat den Geologen Eusebio Paulo de Oliveira beauftragt, ihn auf dem Dritten Brasilianischen Geographenkongreß zu vertreten, der am Donnerstag in Curityba zusammentritt. Herr Oliveira wird auf dem Kongreß einen Vortrag über die physische und geologische Gestaltung Paranas halten.

— Mit großer Spannung sieht man hier der weitteren Gestaltung der Paulistaner Politik entgegen. Man ist überzeugt, daß gelegentlich der gleichzeitigen Anwesenheit der Herren Campos Salles, Bernardino de Campos und Francisco Glycerio in S. Paulo irgendwelche Abmachungen getroffen werden, die ein Zusammengehen der gemäßigten Hermiten mit der herrschenden Partei garantieren.

— Im September vorigen Jahres legte der damalige Stadtpräfekt General Serzedello Corrêa am Boulevard 28 de Setembro in Villa Izabel feierlich den Grundstein zu einer „Musterschule“ (Escola Modelo) — Musterschulen sind sie alle, alle! —, auf die die Bewohner jenes volkreichen Stadtteiles schon lange mit Sehnsucht warteten, denn die Zahl der dort bestehenden öffentlichen Schulen ist viel zu gering. Sie sind alle überfüllt, jede hat mehr als 100 Schüler, und trotzdem bleiben so und so viele Kinder ohne Unterricht. Seit der feierlichen Grundsteinlegung ist ein Jahr verflossen, aber mit dem Bau ist noch nicht begonnen worden. „Paciencia“ ist bekanntlich ein brasilianisches Trostwort, und geduldig sind die Einwohner von Villa Izabel wirklich gewesen. Jetzt aber geht ihnen die Geduld aus, und sie verlangen, daß endlich gebaut werde, haben sogar nichts dagegen, daß das Schulgebäude mit der schönen Inschrift „Ao povo o governo“ geschmückt wird, die an einem stolzen Schulpalast inmitten der Baracken und des Schmutzes der Rua da Saude prangt. „Dem Volke gewidmet von der Regierung“ — wie gütig diese Regierung (es war, wenn wir nicht irren, die Affonso Pennas) doch sein muß! Und wie sehr ihr jeder Sinn für das Lächerliche feh-

len muß, wenn sie eine derartige Inschrift an ein in Erfüllung ihrer Pflicht auf Kosten des Volkes errichtetes Gebäude setzt!

— In Rio wurde ein neuer Fall von Bubonepest festgestellt und zwar bei einem in der Rua do Desembargador Isidro in der Kattunfabrik wohnenden Menschen von 29 Jahren. Derselbe wurde in das Isolierhospital überführt.

— Trotz der hartnäckig unlaufenden Gerüchte von einer beabsichtigten Arbeitsniederlegung der Angestellten der Rio de Janeiro Tramway Light and Power Co. erschienen alle gestern morgen in vollständiger Ruhe zur Arbeit. Die Bonds verkehrten regelmäßig auf allen Linien. Die Polizei traf im Einverständnis mit der Direktion der Gesellschaft die notwendigen Vorbereitungen, um jede Ruhestörung zu unterdrücken. Man weiß, daß von außen her die Angestellten zum Streik aufgereizt werden.

— In Rio wird mit Bestimmtheit versichert, daß die Bundesregierung den Abschluß einer Anleihe in Europa plane, um verschiedene Werften zu erbauen.

— Die Prüfungskommission, die die Deputiertenkammer für das Projekt zur Erweiterung der Kaianlagen in Porto Alegre wählte, wird die Annahme desselben befürworten.

Aus den Bundesstaaten.

Vom 30. August.

Minas. Die Stadtverwaltung von Uberaba schrieb für den Bau einer Eisenbahn von dort nach einem geeigneten Punkte in Rio Grande eine öffentliche Bewerbung aus.

Rio Grande do Sul. In Porto Alegre wurden in der Rua Voluntarios da Patria vier Häuser durch eine heftige Feuersbrunst zerstört.

Paraná. General Freih. v. Gayl ist in Begleitung des Professors Dr. Wagemann u. des Vertreters des Landwirtschaftsministeriums, Dr. Carlos de Araujo, im Sonderzuge in Curityba eingetroffen. Unter Führung des Einwanderungsinspektors, Dr. Ferreira Corrêa, besuchten die Herren die Kolonien Iraty und Guarany und drückten ihre volle Zufriedenheit über das Gesehene aus. Des weiteren statteten sie dem Staatspräsidenten ihren Besuch ab, nahmen das Institut Bachery in Augenschein und fuhren nach Paranagua. Von hier aus soll die Reise mit dem Dampfer Itauba nach Florianopolis fortgesetzt werden.

Vom 31. August.

Minas. Das Pariser Geschäftshaus Perier brachte die Verhandlungen über den Ankauf des Banco do Credito Real in Juiz de Fora zum Abschluß. Der Ankaufspreis wird ungefähr 4000 Contos betragen.

Pernambuco. Dieser Tage wurde auf der drahtlosen Telegraphen-Station der Insel Fernando de Noronha eine Mitteilung verstanden, welche vom Eiffelturm in Paris für die afrikanische Küste, dem Anscheine nach für Dakar bestimmt war. Nachdem der Verkehrsminister davon Kenntnis erhalten hatte, konferierte er sofort mit dem Telegraphendirektor und es wurde vereinbart die Apparate auf Fernando de Noronha zu verstärken, damit man sich von dort aus stets mit der Station auf dem Eiffelturm in Paris verständigen könne.

Paraná. In der Nacht vom 28. zum 29. ds. Mts. zerstörte eine heftige Feuersbrunst das Geschäftshaus von João Brunet in Jaguarahyba. Es ist nur materieller Schaden verursacht worden.

Vom 1. September.

Matto Grosso. Die Presse von Cuyaba spricht sich über den Plan des neuen Präsidenten, im Staate S. Paulo noch mehr Lehrer für die neuen Schulen zu engagieren, sehr lobend aus, ebenso auch über

die geplante Einstellung von Instruktoren für die Polizeitruppen, welche bekanntlich auch in S. Paulo engagiert werden sollen. Die Bevölkerung ist mit diesen Anordnungen ebenfalls sehr zufrieden, da dieselben erkennen lassen, daß der neue Präsident die in seinem Manifest gemachten Versprechungen halten wird.

Santa Catharina. Die Herren General v. Gayl und Dr. Wagemann haben vorgestern Itajahy und Blumenau besucht. Die Reise wurde mit dem Dampfer „Max“ der Firma Hoepke & Co. gemacht. Außer dem ihnen vom Landwirtschaftsministerium zugeleiteten Begleiter machte auch Herr Dr. Lebon Regis, Inspektor des Besiedlungsamtes, die Reise mit.

Parana. In Curityba will man ein großes industrielles Unternehmen ins Leben rufen. Die Gründung, d. h. die Aufbringung des nötigen Kapitals, hat Herr Punphilo de Assumpção übernommen.

Vom 2. September.

Minas. Aus dem Gefängnis von Carangola, in der Zone von Matta, entwichen aus einer Abteilung 23 Gefangene. Sie hatten allmählich und mit großer Geduld vier dicke Eisenstäbe des Gitters durchgeleitet. Die drei Arrestanten, welche noch zurückgeblieben waren, wurden, als man diesem Streich auf die Spur kam, von den Aufsichtsbeamten unbarmherzig durehgeprügelt.

— Der Gattenmörder Jacob Becker, der von drei Schwurgerichten zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt wurde und seine Strafe gegenwärtig in Juiz de Fora abbüßt, wird den Staatspräsidenten um Begnadigung bitten. Sein Advokat wird dem Präsidenten das Gnadengesuch zum 7. September vorlegen und man glaubt, daß demselben stattgegeben werden wird.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Der Staatssekretär des Aeußern, v. Kiderlen-Waechter, der sich augenblicklich in Chamounix in Savoyen befindet, sprach mehreren französischen Journalisten gegenüber die Ueberzeugung aus, daß er das vollste Vertrauen in die friedliche Lösung der Marokko-Frage setze und daß die Angelegenheit in nicht zu ferner Zeit vollständig geregelt sein wird. Der Staatssekretär ist vonseiten der offiziellen Kreise der Stadt mit äußerster Zuverlässigkeit aufgenommen worden. Der Präfekt des Departements hieß ihn im Namen der französischen Regierung willkommen.

— Der Deutsche Kaiser hat in Hamburg eine bemerkenswerte Rede gehalten, in welcher er sich besonders über die deutsche Kriegsmarine äußerte. Er bemerkte, daß die Regierung nicht an die Aufstellung eines neuen Programms für den Schiffsbau denke, sondern daß die Flotte nach Maßgabe des bewilligten Budgets weiter ausgebaut werden solle.

— In Agadir, so wird über Tanger telegraphiert, gab es einen ernsten Zusammenstoß zwischen zwei einheimischen Stämmen. In der Stadt befanden sich ungefähr 12 Europäer und der Gouverneur ließ beim Kommandanten des Kreuzers „Berlin“ anfragen, warum er ihm nicht helfe, die Ruhe wieder herzustellen. Der Kommandant antwortete, daß er hierzu keinen Befehl erhalten habe.

— Die Hochseeflotte der dritten Kreuzerdivision nebst den dazu gehörigen Torpedobooten ist vorgestern ins Manöver abgedampft. Dieselbe steht unter dem Befehl des Admirals von Tzendorf (?). Die Torpedoboote schritten sofort zum Angriff. Das Operationsfeld bilden der westliche Teil der Ostsee und die dänischen Gewässer.

— In Kiel wurden fünf dänische Staatsangehörige verhaftet. Zuerst glaubte man es mit Spionen zu tun zu haben, dieser Verdacht stellte sich dann aber als unbegründet heraus.

— Herr von Kiderlen-Wächter ist bereits nach Berlin zurückgekehrt.

— Bei der Spalierbildung durch die Truppen zu Ehren der Ankunft des Kaisers in Stettin starben zwei Soldaten am Hirschschlag. Fünf Kinder erkrankten ebenfalls infolge der furchtbaren Hitze.

— Ein großes Schadenfeuer zerstörte einen Teil der Gebäude des sogenannten Spreepalastes in Berlin. Der Schaden wird auf 1½ Millionen Mark geschätzt.

— Kaiser Wilhelm ließ die Offiziere und Matrosen des Kreuzers „Posen“ beloben, weil sie in 13¼ Stunden 900 Tonnen Kohlen geladen hatten.

— Infolge einer falschen Weichenstellung stieß in der Nacht vom 28. d. M. der kaiserliche Sonderzug bei der Station Kubeck (? der Name ist verstümmelt) mit einem anderen dort haltenden Zuge zusammen. Kaiser Wilhelm, welcher durch das entstandene Geräusch erwachte, erkundigte sich, ob keine schwere Verwundungen vorgekommen wären, und als dies verneint wurde, befahl er die Reise fortzusetzen. Trotzdem drei Waggons vollständig zerstört wurden, erlitten dreißig Personen nur leichte Verletzungen.

— In Berlin ist der chilenische Militärattaché Oberstleutnant J. Barcelo gestorben. Gestern fanden in der St. Hedwigskirche in Berlin die feierlichen Exequen für den verstorbenen Militärattaché statt. Der Garnisonskommandant von Berlin, General von Kessel, legte im Auftrage des Kaisers einen prächtigen Kranz auf dem Sarge nieder. Bei der Trauerfeier ließ sich der Kaiser sowohl als auch der Reichskanzler vertreten.

— Nach Berliner Zeitungen wird der von den Metallwarenfabriken geplante Look-out wahrscheinlich nicht zustande kommen, da die Berliner Fabrikanten gegen diese Maßregel sind.

— Der türkische Thronfolger, Zia Eddin Effendi, ist gestern zum Besuche des Hofes in Berlin eingetroffen. Derselbe soll mit dem Schwarzen Adlerorden dekoriert werden.

— Es wird versichert, daß Deutschland zusammen mit Oesterreich-Ungarn und Italien schon in allernächster Zeit die Republik in Portugal offiziell anerkennen werden.

— Die Marokkofrage droht abermals in gefährliches Fahrwasser zu geraten. Die Telegramme der letzten Tage lassen erkennen, daß sich die Lage wieder in bedenklicher Weise zugespitzt hat. „Echo de Paris“ erklärte am 31. v. M., daß Frankreich die Verhandlungen ohne weiteres abbrechen werde, falls Deutschland das letzte französische Angebot nicht annehme.

— Der französische Kolonialminister, welcher sich in Nancy befand, wurde telegraphisch nach Paris berufen. Er erhielt das Telegramm während einer Sitzung, die er präsierte und brach sofort auf, als er das Telegramm erhielt. Man vermutet natürlich, daß es sich um hochwichtige Vorkommnisse in der Marokko-Angelegenheit handelt, die den Minister zu so beschleunigter Rückkehr nach Paris veranlaßten.

Auch die Beziehungen zwischen Deutschland und England sind infolge der zweifelhaften Haltung der englischen Regierung, besonders auch durch den schon wiederholt erwähnten Artikel in der Wiener „Neuen Freien Presse“, nicht die besten. Man hatte bekanntlich den englischen Botschafter in Wien im Verdacht, den Artikel geschrieben oder doch lanziert zu haben. Auf energische Proteste der deutschen und österreichischen Presse hin hat sich Eng-

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die **vollkommenste Maschine**, weil sie aus dem berühmten Schälcr Mecanica und dem unvergleichlichen **Separator Monitor**, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von **hervorragender Solidität** und **grösster Dauerhaftigkeit**, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die **billigste Vereinigung** der erforderlichen Kaffee-Arbeits-**reinigungs-Maschinen** dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. **Jede Installation ist ein Erfolg.**
Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1379

Agentur Reuter zu erklären, daß kein englischer Diplomat für die Veröffentlichung des Artikels verantwortlich sei. Wie versichert wird, ist weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn mit dieser Erklärung zufrieden. Man verlangt vielmehr von England die bündige Erklärung, daß der Botschafter in Wien, Sir F. L. Cartwright, mit dem betreffenden Artikel nichts zu tun gehabt hat.

— Der frühere Marineminister, Admiral Alexandrino de Alencar, ist in Berlin eingetroffen, wo man ihm auf Anordnung der deutschen Regierung im Hotel Adlon Zimmer reserviert hatte. Wie es scheint, wird derselbe in diesem Jahre nicht an den deutschen Flottenmanövern teilnehmen, da berichtet wird, er sei vom Kaiser eingeladen worden, im nächsten Jahre nach Deutschland zu kommen.

— Die Sozialdemokraten wollen am Sonntag in land nun veranlaßt gesehen, durch Vermittlung der Berlin-Treptow eine großartige Demonstration gegen den Krieg veranstalten. Die Behörde wird dieselbe nicht direkt unterstützen, da es sich um eine sozialistische Kundgebung handelt, sie wird jedoch dafür sorgen, daß den Manifestanten keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Es ist dies ein weiterer Beweis dafür, daß die Regierung bestrebt ist, mit allen Mitteln für die Erhaltung des Friedens einzutreten, wenn dies ohne Schädigung des Ansehens des Reiches und seiner Interessen geschehen kann.

— Es geht das Gerücht, daß eine ganze Anzahl Geheimpolizisten verhaftet wurden, weil sie sich bei Ausübung ihres Berufes Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen ließen.

— Professor Grünberg ist nach Brasilien abgereist, um die Sitten und Gebräuche der Indianer des Amazonas-Stromes zu studieren.

— Morgen wird in Potsdam das Denkmal, das zum Andenken an den preußischen General von Stieber errichtet wurde, enthüllt werden. Friedrich Wilhelm von Stieber machte unter Friedrich dem Großen den ganzen siebenjährigen Krieg mit und wandte sich dann nach Nordamerika, wo er als Generalstabschef von George Washington an den Unabhängigkeitskämpfen teilnahm. Er gilt als berufener Vertreter des Deutschtums bei der Schaffung der nordamerikanischen Freiheit und der Errichtung der großen Republik — Ganz Deutschland fühlt sich von Stolz erfüllt durch die wohlverdienten Ehrenbezeugungen, welche den Nachkommen des berühm-

ten Generals durch die Errichtung des Denkmals in Potsdam gebracht werden.

— Der französische Gesandte Jules Cambon ist nach Berlin zurückgekehrt, um die Verhandlungen in der Marokkofrage mit dem Staatssekretär von Kiderlen-Wächter wieder aufzunehmen. Dieselben waren seinerzeit unterbrochen worden, weil der Gesandte in Paris weitere Instruktionen seiner Regierung einholen mußte. Das, was die französische Presse als das Maximum der Zugeständnisse ansieht, welche Frankreich machen kann, wird von der deutschen Presse als das Mindestmaß der Forderungen seitens der deutschen Regierung betrachtet. Die deutschen Vorschläge wurden von Cambon dem französischen Ministerrate bereits unterbreitet, der sie im Prinzip annahm. Bis jetzt ist Deutschland noch nicht einen Schritt in seiner entschlossenen Haltung zurückgewichen und an ein Nachgeben ist nicht zu denken. Die deutsche Regierung hält an der Ueberzeugung fest, daß Frankreich viel größere Konzessionen als die bisher vorgeschlagenen zugestehen müsse.

— Der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg ist nach Kiel gereist, um den daselbst stattfindenden großen Flottenmanövern beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit wird der Reichskanzler eine Unterredung mit dem österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand haben, der sich ebenfalls der Manöver wegen in Kiel befindet.

— Aus Potsdam wird telegraphiert, daß die sich hier aufhaltende nordamerikanische Abordnung dem Kaiser vorgestern eine Reproduktion des in Washington errichteten Denkmals des preußischen Generals von Steuber übergab. Der Führer der Abordnung hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, in welcher er sagte, daß das Denkmal ein Unterpfland des Friedens und der Freundschaft, ein Beweis der Anfrichtigkeit der Wünsche der Amerikaner zur Bekräftigung der traditionellen Beziehungen zwischen den beiden Nationen sei. Dieselben seien, wie keine anderen, geeignet, für die Zivilisation und die Ausbreitung von Kunst und Wissenschaft zu arbeiten. Der Redner schloß mit der Bemerkung, daß das dem Kaiser dargebrachte Geschenk den Ausdruck der Anerkennung bilden solle für die Verdienste und den glorreichen Anteil, den das deutsche Element an der Lösung der Vereinigten Staaten von der englischen Oberherrschaft genommen habe. Der Kaiser erwiderte, daß er die große Be-

deutung des Geschenkes anerkenne. Die Aufmerksamkeit werde mit dazu beitragen, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern immer enger zu gestalten.

Anmerk. der Red. In unserer Sonnabend-Nummer brachten wir die Notiz, daß das Denkmal in Potsdam anstatt in Washington errichtet sei, dies lag daran, daß das erste Telegramm falsch abgefaßt war, während die nachfolgenden Telegramme den richtigen Tatbestand enthielten.

— Als die Berliner Polizei in einen Spitzbubenschlupfwinkel eindringen wollte, wurde sie mit Revolverschüssen empfangen und es kam zu einem regelrechten Kampf. Sieben Verbrecher und zwei Polizisten wurden verwundet.

— Die „Breslauer Zeitung“ berichtet von einem Zusammenstoß zweier Züge in Keilce (der Name ist verstümmelt, soll vielleicht heißen „Schweidnitz“), bei welchem 29 Reisende verwundet wurden.

— Die „Kölnische Zeitung“ stellt bei einer Betrachtung über die Marokko-Frage und die Haltung Deutschlands die Behauptung auf, daß England sich militärisch schwach fühle.

— Im Treptower Park in Berlin haben die Sozialisten eine große Versammlung abgehalten, in welcher sie in energischster Weise gegen die herausfordernde Haltung der alldeutschen Partei protestierten, die unter allen Umständen die Lösung der Marokko-Frage durch die Fährlichkeiten eines Krieges entschieden haben will. Nach Zehntausenden zählte die Anzahl der Arbeiter, die den Park füllten. Zehn der bedeutendsten Redner der sozialistischen Partei hielten Ansprachen, in welcher sie die Herausforderungen der Alldeutschen in heftigen Worten geißelten. Es wurde unter lebhaftem Beifall und Betonung der Einigkeit der Arbeiter aller Länder eine in scharfen Worten abgefaßte Resolution angenommen, die die Aufreizungen zum Kriege als infam bezeichnete und als ein wahrhaftes Verbrechen gegen die Kultur und den Fortschritt der Nationen.

— Die Berliner Presse bezeichnet die durch den Zwischenfall von Agadir geschaffene politische Lage als ernst. Die „Deutsche Zeitung“ hält die Anwesenheit des englischen Generals French an der französischen Ostgrenze für beunruhigend und meint, daß die Nordsee durch die augenblicklich stattfindenden Manöver bei Kiel des Schutzes beraubt sei. Ein Teil der Blätter führt eine von Tag zu Tag schärfer werdende Sprache gegen England.

Oesterreich-Ungarn.

— Der englische Gesandte Herr F. L. Cartwright erklärte, daß die in der Wiener „Neuen Freien Presse“ veröffentlichten deutschfeindlichen Artikel nicht von ihm herrühren. Nur falsch informierte Personen oder Intriganten könnten ihm dergleichen Machinationen zuschieben.

— Aus Zara wird über Rom berichtet, daß die Polizei am ersteren Platze die Vorführung eines Films in einem Kinematographen verbot. Dieser Film stellte den Stapellauf des italienischen Kreuzers „Conte di Cavour“ dar. In Zara befinden sich augenblicklich einige österreichische Erzherzöge und Generäle, die den dortigen Manövern beiwohnen. Die Bevölkerung ist über das Verbot im höchsten Grade erbittert.

— Aus Budapest wird gemeldet, daß in Neupest drei Cholerafälle festgestellt wurden.

— In Linz, Triest und anderen Städten wurden Protestversammlungen abgehalten, welche sich gegen das Verbot der Einführung argentinischen Fleisches wenden.

— In Regierungskreisen von Wien, ebenso wie in Berlin, hält man sich über das Benehmen des englischen Botschafters, Sir F. S. Cartwright, auf. Mit Recht sagt man, daß der Botschafter sich darauf beschränken müßte, einfach zu erklären, daß er mit dem aufsehenerregenden Artikel gegen Deutschland in der „Neuen Freien Presse“ nichts zu tun

habe. Dadurch würde dem Zwischenfall, der sich nun schon so lange hinauszieht, ein schnelles Ende gemacht.

— In Karlsbad wurde am Mittwoch mit großer Feierlichkeit ein Standbild des Kaisers Franz Joseph enthüllt.

— Die Regierung will Frankreich in freundschaftlicher Weise um das Versprechen angehen, daß es seine Interessen in Marokko respektieren werde.

— Von Stettin wird gemeldet, daß der Kessel des Regierungsdampfers „Struwe“ explodierte. Bei dem Unglücksfall wurden der Kapitän und sechs Mann getötet und zwei schwer verletzt.

— Ein in Wien eingetroffenes Telegramm aus Konstantinopel besagt, daß vorgestern daselbst 60 Cholerafälle registriert wurden, davon 25 mit tödlichem Ausgang.

Italien.

— Aus der Bildergalerie des Herzogs von Meillon in Villa Carlota ist eine Kopie des aus dem Pariser Louvre gestohlenen Bildes „Gioconda“ ebenfalls gestohlen worden. Diese Kopie war von einem Schüler Leonardo da Vinci's gemalt und von dem Meister selbst retouchiert. Wann der Diebstahl ausgeführt ist, weiß man nicht, da die Galerie nur wenig besucht wird. Erst vorgestern wurde der Verlust von dem Sekretär des Herzogs entdeckt.

— In Verbicaro bei Cosenza lehnte die Bevölkerung sich gegen die strengen Sanitätsgesetze auf und veranlaßte Ruhestörungen. Das Rathaus wurde gestürmt, Telephonnetz und Telegraphendrähte zerstört und der städtische Beamte Ancorossi getötet. Aus Cosenza wurden Truppen abgeschickt, welche die Ruhe wieder herstellten. Der Syndikus des Ortes befand sich gerade in Cosenza, als die Unruhen ausbrachen; der Präfekt letztgenannter Stadt ordnete sofort seine Heimreise an. Es heißt, daß zwei Soldaten vom Roten Kreuz verwundet wurden. Der Stadtrichter, der seines Amtes walten wollte, erlitt auf dem Wege nach Verbicaro einen Sonnenstich und starb auf der Stelle. Das Volk errichtete in der Umgegend Barrikaden. Der Abgeordnete De Novellis begab sich nach Verbicaro, um die aufgeregten Bewohner zu beruhigen.

— In der Ortschaft Grisola, in der Nähe von Verbicaro, woselbst erst vor einigen Tagen Volksunruhen stattfanden, wurde ein Gerichtsvollzieher von mehreren Anführern erschlagen und die Leiche dann verbrannt.

— In der Nähe von Frosinone stieß das Automobil des berühmten Tenors Enrico Caruso mit einem anderen so heftig zusammen, daß beide Fahrzeuge in Trümmer gingen. Drei Personen wurden verletzt, Caruso jedoch kam glücklicherweise mit dem Schrecken davon und blieb unversehrt.

— Am 2. September begibt sich die italienische Operettengesellschaft „Camerata“ an Bord des Dampfers „Principe Udine“ nach Santos. Dieselbe besteht aus 80 Personen und wird in der zweiten Hälfte September im Theater S. José in S. Paulo ihre Vorstellungen beginnen.

— Der „Secolo XIX“ in Rom versichert auf das bestimmteste, daß an Bord des französischen Dampfers „Algerie“, der heute aus Marseille auslaufen soll, sich 300 Auswanderer befinden, deren Reiseziel Argentinien ist. Dieselben reisen in der zweiten Klasse und ihre Passage wurde von der argentinischen Regierung bezahlt.

— Gestern wurde in Livorno ein Eisenbahngestellter von Spitzbuben überfallen und ihm ein Handkoffer, in welchem sich 60.000 Lire befanden, geraubt. Das Geld war zur Lohnzahlung an Streckenarbeiter bestimmt.

— In Venedig fallierte das bedeutende Handelshaus Giuseppe Morsa. Die Passiven belaufen sich auf ungefähr 2½

Millionen Lire. Die Firma unterhielt Zweigniederlassungen in Badia, Polesina und Neapel. Der Chef des Hauses ist Mitglied des Provinzialrates in Rovigo und gehört der Stadtverwaltung von Padua an. Die Nachricht, daß der Zusammenbruch des Hauses die Sparkasse von Badia Polesina in Mitleidenschaft ziehe, veranlaßte einen Sturm der Spareinleger dieser Kasse, die jedoch bald das Publikum beruhigen konnte, da sie allen verlangten Rückzahlungen von Spargeldern prompt nachkam.

— Der italienische Ministerpräsident Giovanni Giolitti ist entschlossen, die Verhandlungen mit den Mächten schleunigst zu Ende zu führen, um dann endgültig das Hinterland von Tripolis zu besetzen. Die Auswanderung soll dann, anstatt nach anderen Ländern, nach den überaus fruchtbaren Gegenden dieses afrikanischen Landstriches geleitet werden. Das italienische Projekt ist im großen und ganzen von den Großmächten genehmigt worden, nur Oesterreich-Ungarn verlangt besonders große Entschädigungen, um die Besitzergreifung von Tripolis durch Italien gutzuheißen. Man hofft indessen, daß in kurzer Zeit die Schwierigkeiten zwischen den beiden verbündeten Mächten beseitigt und Italien im Dezember die offizielle Einverleibung von Tripolis in seinen Kolonialbesitz werde vornehmen können.

Frankreich.

— Die Verteuerung der Lebensmittel führte in Venedig zu Protesten seitens der Bevölkerung. Dem Unterpräfekten wurde eine Reklamation der Schlächter gegen die teuren Fleischpreise unterbreitet, und 2000 Personen veranstalteten eine Demonstration vor dem Bürgermeisteramt. Die Polizeimacht wurde verstärkt. In Bethune demonstrierte das Volk ebenfalls. Auch in Arras protestierten die Schlächter auf dem Viehmarkt, sangen die Internationale und weigerten sich, die verlangten Preise zu zahlen.

— Aus verschiedenen Orten Frankreichs laufen fortgesetzt Nachrichten über Plünderungen von Nahrungsmittelverkaufständen und Unruhen unter der Bevölkerung wegen der hohen Lebensmittelpreise ein, so aus Saint Quentin, Lille, Mericourt usw. In vielen Ortschaften kamen die Geschäftsleute überein, die Preise herunterzusetzen.

— Der Diebstahl des berühmten Gemäldes „Lisa Giocondo“ aus dem Louvre bildet in Paris noch immer den Gegenstand eifriger Erörterungen. Die von Privaten für die Auffindung desselben ausgesetzten Summen übersteigen bereits 100.000 Franken. Der Ministerrat hat beschlossen, den Direktor und den Oberaufseher des Museums im Louvre wegen Nachlässigkeit im Dienst zu entlassen. Man neigt jetzt der Ansicht zu, daß das Meisterwerk Leonardo de Vincis im Auftrage eines exzentrischen amerikanischen Milliardärs entwendet worden ist, dem es inzwischen gelungen ist, mit der kostbaren Beute nach Nordamerika zu entkommen.

— Die französische Presse beschäftigt sich eingehend mit der in Plombières erfolgten Verhaftung der Frau Guillotin, welche im Verdacht steht, bei Ermordung ihres Gatten hilfreiche Hand geleistet zu haben. Dieser wurde am 12. Juni d. Js. in seinem Landhause in Tours ermordet. Zuerst glaubte man an einen Raubmord, da aber im Hause des Opfers nichts fehlte, so forschte die Polizei weiter nach und brachte in Erfahrung, daß Frau Guillotin sich geäußert hätte, ihr Vetter Paul Hassard beabsichtige ihren Gatten umzubringen. Der Vater des Ermordeten glaubt nicht an die Mitschuld seiner Schwiegertochter. Diese selbst trägt sich im Verhör sehr ruhig und hält mit größter Energie und Sicherheit die Beteuerungen ihrer Unschuld an dem Verbrechen aufrecht.

England.

— In Plymouth begannen die Verhandlungen gegen den deutschen Major Max Schultz, der der Spionage in England im Auftrage der deutschen Regierung angeklagt ist. Der Staatsanwalt brachte in seiner Anklage wirklich sensa-

tionelle Dinge zur öffentlichen Kenntnis. Danach soll Major Schultz mit dem Agenten Samuel Duff und dem Kaufmann Tarrant unterhandelt haben, welchen er die Summe von 1500 Pfund Sterling jährlich anbot, wenn sie ihm gewisse Angaben über die beabsichtigten Bewegungen der englischen

— Aus Troyes werden schon wieder zwei Unglücksfälle in Flugzeugen gemeldet. Der Leutnant de Gralley flog in 500 Meter Höhe über dem Flugplatze von Rigny-la-Normeure, als plötzlich der Motor explodierte und der Apparat senkrecht zur Erde schoß. Beim Aufschlagen explodierte der Gasolinbehälter und der Flieger verbrannte. Herbeigeeilte Bauern versuchten vergeblich, da Feuer mit Erde zu erstickten. Leutnant Carmine stürzte auf einem Fluge von Versailles nach Toul in der Nähe der Ortschaft Vanille aus einer Höhe von 200 Metern. Der Flieger war sofort tot.

— Es sind Gerüchte in London im Umlauf, welche von der Aufnahme einer neuen Anleihe von 2 Millionen Pfund Sterling durch die brasilianische Regierung sprechen. Diese Anleihe soll zum Ausbau eines Kriegshafens und Errichtung eines neuen Marinearsenals bestimmt sein. Die „Financial Times“ stellen diese Gerüchte in Abrede und bemerken dazu, daß wenn die brasilianische Regierung jetzt wirklich die Absicht hätte, eine solche Anleihe unterzubringen, würde sie bei den europäischen Börsen keine gute Aufnahme finden.

— In London brannte das große Gebäude des allgemeinen Konsum-Vereins nieder. Zwanzigtausend Personen waren bei der Brandstätte versammelt. Der Schaden wird auf 120.000 Pfund Sterling geschätzt.

Rußland.

— Der Mikado von Japan und der Kaiser von Rußland tauschten freundschaftliche Telegramme aus, da einige Streitfragen zwischen den beiden Ländern in glücklicher Weise beigelegt wurden.

— In Viborg entstanden infolge einer von der Polizei verbotenen Sozialisten-Protestversammlung Unruhen. Viele Personen wurden verhaftet und zwölf verwundet. Die Ordnung wurde wiederhergestellt.

— In der Kapelle des kaiserlichen Palastes in Peterhof fand gestern die Trauung der Prinzessin Helene von Serbien mit dem Großherzog Iwan Constantinowitsch statt. Der Feierlichkeit wohnten der Zar und die Zarin, der König von Serbien, die Königin von Griechenland und mehrere russische und serbische Würdenträger bei.

— In Maicop im Kaukasus überfielen Räuber einen Postwagen und raubten die Summe von siebzehntausend Rubel. Der Postschaffner wurde tödlich verwundet.

Belgien.

— An den Gebäuden der deutschen und französischen Gesandtschaft, sowie an demjenigen des französischen Konsulates in Brüssel fand man Maueranschläge folgenden Inhalts vor: „Wenn der Frieden nicht erhalten wird, wird zum Dynamit gegriffen werden.“ Die Polizei ließ die Zettel entfernen und leitete eine Untersuchung ein, um die Urheber zu entdecken.

Spanien.

— Aus Melilla in Madrid eingetroffene Nachrichten besagen, daß sich die den spanischen Truppen beigegebenen Eingeborenen tapfer gezeigt und ehrlich bei der Bestrafung der Rebellen geholfen haben. Die Artillerie hat dem Feinde großen Schaden zugefügt, viele Häuser wurden zerstört und eine große Anzahl Personen getötet. In Taurit wurden die Opfer des Angriffs vom 28. ds. Mts., nämlich 1 Unteroffizier und 3 spanische Soldaten beerdigt.

— Aus Melilla wird nach Madrid berichtet, daß die spanischen Truppen die Rebellen der Ortschaft Gishafere zur Ordnung brachten, diesen Platz endgültig besetzten und den dortigen Eingeborenen die spanische Oberhoheit aufzuzwingen. Der Gouverneur von Melilla, General Garcia Aldare, besuchte die von den Spaniern eingenommenen Stellungen. Bei



schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registratur ::
 Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
 an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben
 Verlangen Sie Offerte und Muster von
Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.

seiner Ankunft ging ihm der Kaid des Ortes Diathomar entgegen und schenkte ihm einige Stiere zum Zeichen seiner Unterwerfung. Die Häuser der Eingeborenen, welche den Aufruhr veranlaßt hatten, wurden zerstört.

Portugal.

— Beim Bau des Zirkus-Theaters „Alexander Herculano“ in Porto brach ein Brett des Gerüsts zusammen, auf welchem sich fünf Arbeiter befanden. Dieselben erlitten so schwere Verletzungen, daß an ihrem Wiederaufkommen gezweifelt wird.

— In Lissabon gab es in der Nacht vom 30. auf den 31. vorigen Monats Zwistigkeiten zwischen Bürgern und Polizei, weil die letztere keine Gruppenversammlungen auf Straßen und Plätzen dulden wollte. Verschiedene Personen, welche protestierten, wurden durch Kavallerie vertrieben oder verhaftet.

— Siebzehn Soldaten, welche von Braga nach Setubal abkommandiert waren, versuchten auf der Reise einen Angriff auf den kontrollierenden Eisenbahnbeamten. Bei Ankunft des Zuges auf der Station Campanha wurden sie festgenommen und den dortigen Militärbehörden überantwortet.

Griechenland.

— Eine schreckliche Feuersbrunst suchte Athen am vorigen Sonntag heim. Das Feuer zerstörte das physikalische Kabinett und das chemische Laboratorium der dortigen Universität. Der Schaden wird auf über drei Millionen Drachmen geschätzt.

Rumänien.

— Aus Bukarest wird gemeldet, daß der Berliner Expresß mit einem Güterzuge zusammengestoßen ist. Eine Person kam dabei ums Leben und 30 wurden schwer verwundet.

Veroinigte Staaten.

— In Coatesville ist wieder einmål ein Neger gelyncht worden. Man verhaftete zwei der Tat verdächtige Individuen, die sich im Verhöre schuldig bekannten und ihre Helfershelfer angaben, die dann ebenfalls festgenommen wurden.

— Die Lage in Nicaragua ist ernst. Zwei von dort geflohene und in Puerto Simon angekommene Personen berichten, daß das Standrecht dort erklärt und die Bevölkerung ohne Schutz sei.

— In Süd-Carolina herrschen heftige Stürme, die großen Schaden verursachen. In Charlston wurden 28 Personen getötet und eine große Anzahl durch die Gewalt der Elemente verwundet. Der materielle Schaden geht in die Millionen Dollars. In Blancheville sind hunderte von Personen ohne Schutz und Obdach, auch die Sullivan-Inseln litten unter den Einwirkungen des Orkans.

— Die neuen Panzerschiffe der nordamerikanischen Marine werden 28.000 Tons haben. Sie sollen die größten der Welt und mit den allerletzten Neuerungen versehen sein.

— Nach der offiziellen Statistik wanderten in dem Zeitraume von Juni 1910 bis Juni 1911 878,587 Personen in die Vereinigten Staaten ein.

— In Norton im Staate Kansas stürzte der irländische Flieger Frisbie am letzten Freitag aus einer Höhe von ungefähr 100 Metern herab und starb eine Stunde später. Schon Tags vorher, am Donnerstag, erlitt er einen kleinen Unglücksfall und erklärte, daß er an Freitagen keine Aufstiege unternehmen würde, da dieses Unglückstage wären. Er ließ sich aber durch die anwesende Volksmenge, die ihn auszupeifen begann, doch verleiten, und flog auf, um seinen Mut zu zeigen. Seine Frau und seine Tochter waren Augenzeugen des Unglücksfalles.

Mexiko.

— Zwischen den Parteianhängern der beiden Präsidentschaftskandidaten Francisco Madero und General Reys kam es zu tätlichen Angriffen. Die Polizei suchte die Ordnung wiederherzustellen und als ihr das auf gültlichem Wege nicht gelang, schoß sie auf die Menge und nahm Verhaftungen vor. 48 Personen wurden verwundet.

Chile.

— In Santiago ist das Gerücht ausgesprengt, wonach die Regierung beabsichtige, die transandinische Eisenbahn anzukaufen, um zu vermeiden, daß die chilenisch-argentinische Verkehrsader ein Monopol der Eisenbahngesellschaft des Stillen Ozeans bleibe.

— In Iquique ist der Streik in den Salpeterbergwerken beendet und herrscht daselbst wieder vollständige Ruhe.

— In Santiago brach in verschiedenen Geschäftshäusern der Rua do Estado und Rua Moneda Feuer aus, welches eine ungeheure Ausdehnung annahm. Ganze Häuser sind total eingäschert und der Schaden wird auf mehr, als eine Million Pesos berechnet.

Uruguay.

— Ein großer Teil des gefälschten brasilianischen Papiergeldes wird bekanntlich im Auslande fabriziert. So wurde vorgestern in Montevideo ein gewisser Mario Raimbrant verhaftet, als er verschiedene falsche brasilianische Geldscheine an den Mann bringen wollte. Der Vater Marios wurde am selben Tage in Buenos Aires aus demselben Grunde festgenommen. Die Polizei von Montevideo ist noch an anderen Fälschern auf der Spur. Es handelt sich jedenfalls um eine weitverzweigte Bande, auf welche die brasilianischen Gesandtschaften in den La Plata-Staaten ein wachsames Auge haben sollten.

Paraguay.

— Aus dem Staatsschatz in Assuncion wurden Stempelmarken im Werte von 20 Millionen Pesos entwendet. Die Regierung ließ 20 Personen gegen die Verdachtsgründe vorliegen, verhaften. Einige davon befinden sich in hohen gesellschaftlichen Stellungen.

Argentinien.

— Der Präsident Dr. Saiz Penna übergab die Regierung nicht an den Vizepräsidenten Dr. Victorino Laplaza, weil er fürchtete seine Fremde dadurch zu verstimmen.

— In Buenos Aires herrscht ein heftiger Sturm; infolgedessen wagen verschiedene Schiffe nicht den Hafen zu verlassen und in See zu gehen.

— Die Zeitung „La Argentina“ beschäftigt sich mit der Mehlausfuhr und berichtet, daß Brasilien im Jahre 1910 das gleiche Quantum wie 1909 importiert habe. Erst 1911 habe es weniger konsumiert und zwar wogen der Vergünstigungen, die es den Nordamerikanern zugestanden habe. Das Blatt meint, die Regierung solle Schritte in die Wege leiten, um die Kundschaft Brasiliens wieder zurückzugewinnen.



Feuilleton

Das Familienkreuz

Roman von M. Gräfin v. Bünan.

Mein ungestümes Blut wogt in großen Stößen durch meinen ganzen Körper. Mir gehört Retzow! Hat das blonde Kind ihn dem Todo abgerungen? Hat sie nächtelang an seinem Bette gekniet, ihn in ihren Armen gehalten in unzähligen selig schmerzlichen Stunden? Nein, ich war es — ich! Ich habe ein ewiges Anrecht an ihn.

Ich muß meiner Verzweiflung, meiner wahnsinnigen Liebe einen Damm entgegensetzen — ich gehe sonst daran zugrunde. Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Ich will Hartung heiraten — gleich von hier aus, ohne wieder nach Hauso zurückzukehren. Ich schreibe den Eltern noch einmal deswegen, bitte und beschwöre sie, meine Heirat zuzugeben. Sonst würde ich ohne ihre Einwilligung handeln müssen. Ich kann mir nicht anders helfen — ich kann es nicht.

Ich habe meine Briefe abgeschickt. Sie klangen wie Verzweiflungsschreie. Ich flehe ja auch in höchster Not. Ich kann nicht hier bleiben, ich will auch nicht nach Hause gehen. Ich habe nur eine Rettung vor meinen wilden Gedanken — das ist Hartung. Als seine Frau werde ich vergessen — ich muß es.

Auch an Hartung schrieb ich. Er soll sich noch einmal an meinen Vater wenden und ihm seine Lage klipp und klar auseinandersetzen. Auf eine Zulage von Haus aus verzichte ich gern. Wir wollen uns unser Brot selbst verdienen.

Wenn ich an die Zukunft denke, dann ist mir, als stünde ich an einem Abgrund. Aber ich will — ich muß da hinab.

Drei Wochen wartete ich vergebens auf Nachricht aus Lukow. Heute endlich kam ein Brief von meinem Vater. Ich setze ihn im Wortlaut hierher. Er bildet den passenden Abschluß dieser Aufzeichnungen aus meiner Lehrzeit.

„Meine liebe Käthe! Du verdankst es dem unablässigen Zureden Deiner Mutter, daß ich Dir keine weiteren Hindernisse in den Weg legen will. Bald nach Deinem letzten Briefe kam ein Schreiben von Hartung, der mich nochmals um Deine Hand bittet und mir, auf Deinen Wunsch jedenfalls, seine Verhältnisse klarlegt. Ohne einen Pfennig eigenes Vermögen zu besitzen, glaubt er trotzdem in der Lage zu sein, Dich und vielleicht später eine Familie von seinem Verdienst erhalten zu können. Es heißt das freilich alles auf eine Karte setzen.

Das sind aber nicht einmal meine größten Bedenken. Ich habe weder an Hartungs Charakter oder seinen Fähigkeiten das Geringste auszusetzen, er paßt nur nicht in unsere Familie, vor allem nicht zu Dir. Deine augenblickliche Verblendung wird vorübergehen und Du wirst diesen Schritt über kurz oder lang bitter bereuen — wenn es zu spät ist.

Deine Mutter glaubt, daß Deine große Liebe für Hartung alle Verschiedenheiten ausgeglichen, die Kluft, die durch angeborene und anerzogene Anschauungen zwischen Euch herrscht, überbrücken muß. Ich habe diesen Glauben nicht. Ich kenne Dich besser, weil Du mir am ähnlichsten bist, und heute, wo Du Dich gänzlich von uns lösest, will ich es aussprechen, weil Du mir immer das liebste meiner Kinder gewesen bist.

Es ist hauptsächlich Eigensinn, der Dich an Hartung festhalten läßt, mit etwas Mitleid gemischt — aber keine Liebe.

Ich sehe darum nur bittere Enttäuschungen und eine schwere Zukunft für Dich voraus.

Da Du aber uns die Alternative stellst, daß Du entweder mit oder ohne unsere Einwilligung diese Heirat schließen willst, so gehe ich meine Erlaubnis zu diesem beklagenswerten Schritt, erstens wegen der fortgesetzten Bitten Deiner Mutter, zweitens um den beständigen Aerger über Deine Halsstarrigkeit loszuwerden. Wäre es nach meinem Willen gegangen, ich hätte Dich mit Gewalt nach Lukow zurück-

geholt und so lange eingesperrt, bis Du Vernunft annehmen wolltest.

Weder ich noch Deine Geschwister werden an Deiner Hochzeit teilnehmen. Deine Mutter aber will nach Hannover reisen. Ihr mögt Euch dort in aller Stille trauen lassen.

Es ist auch besser, wenn Du vorher nicht mehr nach Hause kommst, außer Du gäbst im letzten Moment die Heirat auf. Was sollst Du Dich erst wieder bei uns eingewöhnen, da Du ein Leben in der Enge, in bescheidenen, kleinstädtischen Verhältnissen wählst.

Ich schiebe Dir zwölftausend Mark zu Deiner Ausstattung, Du machst sie nach Belieben verwenden. Deine jährliche Zulage beträgt fünfzehnhundert Mark. Du mußt sehen, Dich damit einzurichten.

Wenn Hartung dachte, ein reiches Mädchen zu heiraten, so hast Du ihm hoffentlich diesen Glauben ausgeredet. Du wirst auch nach unserm Tode nie mehr besitzen als die Zinsen eines bestimmten Kapitals.

Die Idee, den Heinerle wieder zu Dir zu nehmen, ist ebenso verdreht wie alles übrige. Laß den Jungen ruhig beim Rektor, er ist dort gut aufgehoben. Die Pension zahle ich von heute an. Dafür wird aber der Lateinunterricht aufgegeben. Der Bengel hat wieder Lust noch die geringste Veranlagung zum Lernen. Der Rektor quält sich und ihn ganz unnötig. Wenn ein ordentlicher Kutscher oder dergleichen einmal aus dem Jungen wird, dann sei froh. Es tut nicht gut. Menschen aus ihren Verhältnissen zu reißen oder selber aus einer höheren Gesellschaftsklasse herunterzusteigen. Du wirst das noch einmal einsehen.

Mein Kind, das ist kein Hochmut von mir — nichts liegt mir ferner. Aber gewisse Unterschiede sind nun einmal nicht nach Gutdünken zu verwischen.

Du bittest mich um meinen Segen zu Deiner Heirat. Was soll ich da sagen? Was nützt Dir ein erzwungener, abgetrotzter Segen?

Ich kann Dich und Hartung nicht einmal bitten, nach Lukow zu kommen. Es wäre Euer Besuch für niemand eine Freude, am wenigsten für Euch selber. Aber natürlich verschließe ich Dir Dein Elternhaus nicht, wenn Du später einmal kommen willst.

Dein Vater.“

7.

„Solch eine merkwürdige Braut wie dich, Käthe, habe ich noch nie gesehen. Du interessierst dich ja gar nicht für deine Einrichtung, Kind! Du sollst doch die Sachen haben, nicht ich.“

„Laß nur, Mama, du verstehst das ja viel besser. Wie du es aussuchst, ist es mir recht.“

Käthe schob die Proben und Musterbücher zurück, die vor ihr auf dem Tisch des Hotelzimmers lagen, das sie, seitdem sie das Marienstift verlassen hatte, mit ihrer Mutter bewohnte.

Frau von Rochlitz kam vierzehn Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstag in Hannover an, um die Ausstattung der Tochter in größter Eile zu besorgen. Länger konnte sie sich nicht von Lukow trennen. Aber Käthe ganz ohne ein Liebeswort von Eltern und Geschwistern, ohne jede mütterliche Fürsorge heiraten zu lassen, das brachte sie denn doch nicht übers Herz. Es hatte freilich heiße Kämpfe gekostet, ihren Mann zu überreden, Käthe nun einmal ihren Weg gehen zu lassen. Sie selber war fest von der großen Liebe ihrer Tochter zu Hartung überzeugt. Aus einem anderen Grunde wie aus Liebe schloß man doch wahrhaftig nicht solche Ehe! Dazu reicht selbst Käthes Eigensinn nicht aus. Gaben sie die Heirat nicht zu, so blieb Käthe womöglich ganz als Schwester im Krankenhaus. Das war der Mutter ein viel schmerzlicherer Gedanke, als sie als Hartungs Frau glücklich und zufrieden, wenngleich in bescheidenen Verhältnissen zu wissen. Und warum sollte Hartung nicht noch einmal ein berühmter Arzt werden? Es haben viele klein und bescheiden angefangen, die nachher als Sanitätsräte oder gar Leibärzte irgendeiner Fürstlichkeit einen hohen Rang und viel Geld einnahmen.

Wie viele adelige Mädchen aus großen Häusern heirateten nicht Aerzte und Professoren, und die Sache ging gut aus.

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeration 2 Franken 50 cs. Probe Nummern unentgeltlich desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. Adr. **Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22**

Käthe war wirklich nicht die Erste, der so etwas einfiel. Jedenfalls wollte sie dem armen Kind den schönen Hochzeitstag nicht gänzlich verderben. Etwas trübselig würde er ohnehin werden, besonders wenn sie die Hochzeiten ihrer anderen Töchter damit verglich. Der große Verwandten- und Freundeskreis, der sich dazu eingefunden hatte, die Aufführungen am Polterabend, ein Fackelzug der Dorfleute, die bekränzten Wagen, in denen das junge Paar unter dem Hurrarufen und Tücherschwenken der Zurückbleibenden abfuhr — arme Käthe, nichts von alledem würde bei ihrer Hochzeit geschehen!

Mit einem Seufzer sah sie auf Käthe, die immer noch teilnahmslos auf all die Proben und Stoffmuster herabschaute. Wie blaß und schmal sie geworden war! Die Augen übermächtig groß, mit dunklen Schatten darunter. Das arme Ding hatte sich gewiß im Krankenhaus übermäßig angestrengt. Die Oberin konnte sie ja nicht genug loben. Alles was recht ist — was Käthe anging, das hatte Hand und Fuß.

„Da du alles so einfach haben willst, Käthe“, meinte sie endlich, die Proben auch rasch durchsehend und das Praktischste auswählend, „da bleibt noch ein hübscher Posten Geld zurück. Wenn ich dir raten kann, behalt du das für dich. Es ist gut, wenn man solchen kleinen Vorrat hat und sich nicht um jeden Groschen an seinen Mann wenden muß, wenn man einmal nicht auskommt.“

„Laß nur, Mama — was sollte ich wohl nötig haben?“ wehrte Käthe ab. „Elegante Toiletten brauche ich in Dortmund nicht, und Hartung muß sich gewiß Instrumente und alles Mögliche für seinen Beruf anschaffen. Ihm wird das Geld gewiß lieb sein.“

Frau von Rochlitz schüttelte den Kopf. „Bei dir ist alles sehr anders, wie bei deinen Schwestern.“

„Sehr anders, Mama! Wozu könnte ich auch Damastbezüge, Gersontoiletten und Brüsseller Spitzen brauchen?“

„Ja ja, das ist schon wahr — aber ein bißchen hübsch und gemütlich wollen wir's doch auch machen. Die Wohnung kommt mir nach den Zeichnungen, die Hartung schickte, nicht sehr angenehm vor. In einer engen Straße liegt sie, das größte Zimmer muß Sprechzimmer werden. Dann ist auch die Stube deiner Schwiegermutter mitten zwischen euren Wohnräumen. Das ist alles nicht sehr angenehm.“

„Aber die Hauptsache ist, daß die Wohnung in der Nähe des Krankenhauses und in einer belebten Gegend liegt — Hartungs Privatpraxis wegen.“

„Zieh dich jetzt an, Käthe, wir haben noch schrecklich viel zu besorgen. Morgen, wenn Hartung kommt, hast du wahrscheinlich für nichts anderes mehr Sinn.“

Käthe antwortet nicht und machte sich zum Ausgehen fertig.

Sie liefen stundenlang in den verschiedensten Stadtteilen herum, um alles mögliche zu bestellen und auszuwählen, bis Käthe erklärte, es sei ihr völlig gleichgültig, ob und wie ihre Küche eingerichtet würde. Heute könne sie nichts mehr besehen, ihr schwinde der Kopf.

Frau von Rochlitz war auch sehr müde. Sie fuhren in einer Droschke nach Hause, zu angegriffen, um viel miteinander reden zu mögen, und nur froh in dem Gedanken trockne Schuhe und eine warme Tasse Tee im Hotel vorzufinden.

Sie fanden aber außer diesem ersehnten Stärkungsmittel noch etwas anderes sie erwartend in ihrem Wohnzimmer vor: einen jungen Herrn im Reiseanzug, der sich bequem auf ihrem Sopha rekelt und bei ihrem Eintreten ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegenkam.

„Mama — Käthe — endlich seid ihr da? Seit zwei geschlagenen Stunden erwarte ich Euch in diesem herrlichen Salon!“

um den Hals. Auch über Käthes blaßes Gesicht lief ein zartes Rot freudiger Ueberraschung.

Benno hatte mit am wütendsten gegen diese Heirat geeifert. Aber in seiner großen Gutmütigkeit konnte er es nicht ertragen, daß niemand von den Geschwistern der Hochzeit beiwohnen wollte. Dazu kam er rasch entschlossen, ohne vorherige Anmeldung, im letzten Moment noch angereist.

„Käthe, du alte verdrehte Dirn!“ lautete seine brüderliche Begrüßung mit der er sie derb auf die Schulter klopfte. „Hal's der Geier, ich hielt's nicht aus, dich ohne meinen brüderlichen Segen heiraten zu lassen.“

„Ich danke dir, Benno — es ist sehr lieb von dir“, sagte Käthe leise. — „Mama, ich hole dir warme Schuhe hier herein. Du erkältest dich sonst. — Benno, bitte, klinge und bestelle dir Bier — oder was du sonst haben willst.“

„Die Käthe ist ja so sanft, streckt gar keine Krallen heraus heute!“ meinte Benno erstaunt.

Er sah der Schwester nach. Mit den Händen in den Taschen ging er dann ein paarmal auf und ab. „Ich weiß nicht, kommt das, weil ich so lange nicht gesehen habe, aber es fällt mir heute trotz brüderlicher Blindheit mit einemmale auf, wie bildhübsch sie ist. Wirklich ein Staatsmüdel, unsere Käthe, und wird nun Frau Doktor Hartung! — Na, da ist nichts mehr daran zu ändern.“

„Nein, es ist nicht mehr zu ändern. Morgen mittag kommt Hartung. Uebermorgen früh ist die Trauung. Lieber Benno, es ist sehr nett von dir, daß du gekommen bist — aber versprich mir nun auch, dich nicht über den Doktor oder gar über seine alte Mutter zu mokieren. Das würde Käthe mit Recht sehr kränken.“

„Die alte kommt auch? O du gerechter Strohsack! Vielleicht noch gar ein halbes Dutzend Schwestern und Basen?“

„Nein. Er hat keine Geschwister oder nähere Verwandte.“

Käthes Eintreten unterbrach die Unterhaltung. Sie kniete vor der Mutter nieder und zog ihr die warmen Hausschuhe an.

„Danke dir, mein gutes Kind!“ Frau von Rochlitz war ganz gerührt, denn solche kleine Liebesdienste lagen sonst gar nicht in Käthes Art. Dann goß sie auch den Tee ein, bediente Mutter und Bruder mit einer ihrem sonstigen Wesen fremden Vorsorglichkeit.

„O je!“ seufzte Benno tragikomisch. „Unsere Katz' ist auf einmal eine Taube geworden!“

Käthe lachte laut auf. Bennos drastische Art mit ihr umzugehen, wirkte befreiend auf sie. Sie wollte sich an dem letzten Tage noch einmal ganz als Käthe von Rochlitz fühlen — dazu paßten die kräftigen Neckereien des Bruders ausgezeichnet.

Ueber ihre Erfahrungen als Krankenschwester blieb sie etwas einsilbig, lenkte vielmehr das Gespräch bald auf Bennos Korpsleben.

Die Zeit ging rasch und angenehm. Als Frau von Rochlitz Abendessen bestellen wollte, verlangte Benno diktatorisch, daß sie zusammen auswärts in einem eleganten Restaurant speisten, denn in dieser Fuhrmannsausspanne bekäme man doch nichts Vernünftiges zu futtern.

Frau von Rochlitz machte erst einige Einwände, aber ihre Kinder überstimmten sie. Denn auch Käthes Laune war plötzlich umgeschlagen.

„Ich habe Lust, ein Glas Sekt zu trinken“, gastand sie.

„Bravo! Das ist das vernünftigste Wort, das ich seit Jahren von dir hörte!“ lobte Benno. „Zieh dich auch gefälligst anständig an, daß ich mit dir Start machen kann.“

Käthe hatte sich umgezogen. Sie drehte sich langsam vor dem Bruder herum. „Bist du so zufrieden?“

„Donnerwetter, Mädel! Höchst schik — dies hellgraue Tuchkleid. Die schwarze Pelzboa und der große Hut mit den Federn — erste Klasse! Ist das dein Reisekleid?“

„Ach bewahre.“ Käthe streifte rasch ihre Handschuhe über. „Das ist mein Visitenkleid. Ich wollte es gar nicht so elegant haben, aber Mutter bestand darauf.“

„Na, ein anständiges Schneiderkleid gehört doch zur Aussteuer!“ verteidigte sich Frau von Rochlitz.

Nun aber erwärts, meine Damen!“ Benno gab seiner

Mutter den Arm. Der Portier pfliff eine vorüberfahrende Droschke heran. Nach kurzer Zeit hielten sie vor einem hellerleuchteten, eleganten Restaurant.

In dem Saal, den sie betraten, standen viele kleine zierlich gedeckte Tische. Benno steuerte auf einen Ecktisch zu, aber der Kellner wehrte ab. „Der Tisch ist bestellt, mein Herr. Die Herrschaften wollen ~~nach~~ dem Theater hier speisen. Sie müssen auch gleich kommen.“

„Gut. Dann also dieser daneben.“

„Gewiß, der ist frei. Belieben die Herrschaften warm zu speisen?“

„Bringen Sie nur die Karte.“

Der Kellner tänzelte davon. Käthe schlug ihren Schleier zurück. Mit Interesse sah sie sich in dem eleganten Raum um. Seit einem Jahre war ihr auch nicht der kleinste Lebensgruß nahe gekommen. Darum lag heute ein eigener Reiz für sie darin, dem großstädtischen Treiben hier zuzusehen. Sie sah eingehend, ebenso wie ihre Mutter, die eleganten Offiziere, die aus- und eingingen. Der Duft der Speisen, des Weins, das aufdringliche Parfüm einer Anwesenden lagen schwer und schwül in dem angenehm durchwärmten, hellerleuchteten Saal.

Benno scheute den Champagner in die spitzen Gläser. Die Flasche mit dem Sekt fror in einem eisgekühlten Kübel, den der Kellner neben ihn auf einen kleinen Tisch stellte. Käthe wurde ganz übermütig durch den ungewohnten Weingenuß. Benno befand sich gleichfalls in gehobener Laune; Frau von Rochlitz freute sich an der Einigkeit und harmlosen Ausgelassenheit ihrer beiden Kinder. Sie ließ sich ihre Hammelkoteletts mit Kräutersauce vortrefflich schmecken und bemerkte mit mütterlicher Genugtuung, daß jeder neu hereinkommende Herr das hübsche Gesicht Käthes unter dem schwarzen Federhut mit großer Aufmerksamkeit ansah.

Eine kalte Zugluft drang durch die weit geöffnete Türe von der Straße herein. Der Kellner riß gerade auch die Außentüre dienstfeurig auf. Ein Offizier, ein Herr in Zivil und eine junge Dame kamen zusammen herein und steuerten auf den bisher leer gebliebenen Tisch los. Die Dame in heller Theatertoilette ließ sich ihren eleganten Abendmantel abnehmen. Mit quecksilberiger Lebendigkeit wandte sie sich bald zum einen, bald zum anderen der sie begleitenden Herrn. Ihr niedliches, rosiges Gesicht mit den lockigen hellblonden Haaren kam Käthe bekannt vor; sie wußte nur nicht gleich, wann und wo sie die junge Frau gesehen haben mochte. Der Herr in Zivil studierte eifrig die Speisekarte und schien sich in immer größere Unschlüssigkeit hineinzulesen. Der junge Offizier, eine auffallend hohe, schlanke Gestalt, der der elegante dunkelgrüne Attila wie angegossen saß, drehte Käthe den Rücken zu. Sie konnte nur seine hochgedrehten Schmurrbartspitzen, einen Teil seines schmalen, dunklen Kopfes sehen. Durch das Geschwirr der Stimmen hörte sie ein kurzes, etwas hartes Lachen, den wohlbeläuteten Klang einer tiefen Stimme.

Sie fuhr zusammen. Ihr Atem ging rasch. „Benno, wir wollen die Plätze wechseln!“ bat sie plötzlich. „Ich sehe von hier aus in den Spiegel mir gegenüber — das mag ich nicht.“

Benno überließ ihr seinen Stuhl. Von ihrem jetzigen Sitz aus konnte Käthe den Nebentisch und das Profil des Offiziers genau sehen. Er beugte sich gerade vor und sagte der jungen Dame leise ein paar Worte. Es war Jürgen von Retzow! Die Dame mit dem rosa Hut, die ihn anlächelte, mußte wohl seine junge Frau sein.

Es war fast, als ob Käthes Blick eine magnetische Gewalt hätte. Retzow wandte sich plötzlich auch nach ihr um und sah ihr gerade in die Augen. Er zuckte überrascht zusammen.

„Was hast du denn?“ fragte die Dame. Sie nahm dabei dem Herrn in Zivil die Speisekarte fort.

„Nichts,“ antwortete Retzow langsam. „Eine Aehnlichkeit frappte mich.“

„Ich werde das Essen lieber selbst bestellen. Ihr versteht das nicht.“ Die junge Dame zog ihre Handschuhe aus, ein paar reizende, kleine, weiße Hände mit vielen blitzenden

Ringen — an dem vierten der rechten glänzte ein breiter Trauring — falteten sich über der dichtbeschriebenen Karte. „Also erster Gang — Krepssuppe. Die esse ich nämlich für mein Leben gern. Jürgen, zu Hause bestelle ich auch immer nur das, was ich gern esse.“

„Natürlich, Gretchen. — Aber, Rex, was sagst du zu dieser Tyrannei?“ Der blonde Herr zuckte lächelnd die Schultern. „Du kennst sie doch noch besser wie ich.“

Käthes merkwürdig scharfes Gehör vernahm deutlich jedes Wort des neckenden Gespräches.

Trotzdem Retzow sich eingehend mit der jungen Dame unterhielt, kehrte sein Blick immer wieder zu Käthes Gesicht zurück. Als sich einmal ihre Blicke wieder kreuzten, machte er eine Bewegung, als wenn er aufstehen und auf sie zugehen wollte. Er mußte sie erkannt haben, wollte sie gewiß begrüßen, ihr seine junge Frau vorstellen, die ihr womöglich gar noch danken sollte! — Nein, das konnte sie nicht ertragen.

Käthe beugte sich plötzlich zu ihrer Mutter. „Mama, bitte laß mich aufstehen und fortgehen. Mir ist nicht wohl. Ich bin es nicht mehr gewöhnt, Wein zu trinken. Ich habe Kopfweh.“

Frau von Rochlitz erschrak, als sie Käthes erblaßtes Gesicht sah. „Ja, Kind wir wollen fort, sonst bist du morgen krank. — Benno, bitte, bezahle schnell.“

Käthe zog ihre Jacke an. Sie wandte absichtlich dem kleinen Nebentisch den Rücken. Als sie zur Türe hinaus wollten, rückte Retzow unschlüssig an seinem Stuhl. Er machte eine leichte Verbeugung vor Käthe, die gerade aufgerichtet an ihm vorbeiging.

Sie neigte grüßend ein wenig den Kopf, ohne ihn anzusehen.

„Kannst du die Dame, Jürgen?“

„Ich glaube — ja.“

Das hörte Käthe noch deutlich.

„Ein hübscher Kerl — der Husarenoffizier. Richtig ein Rassekopf!“ meinte Benno im Hinausgehen. „Ob die kleine blonde Puppe zu ihm oder zu dem Zivilisten gehört mag?“

Frau von Rochlitz gähnte. „Wie soll ich das wissen? Lieber Junge? Was geht's uns an?“

„Sie ist die Frau des Husaren“, sagte Käthe ruhig. „Der Offizier ist ein Leutnant von Retzow. Ich habe ihn im Marienstift gepflegt.“

„Und jetzt grüßt er dich nicht mal — oder doch nur so halb? Das hast du davon, Käthe.“

„Er hat mich wohl nicht recht erkannt. Das war mir auch viel lieber.“

Benno verstand die Antwort nur mit Mühe.

„Du bist wohl müde, Käthe“, fragte die Mutter.

„Ja, sehr müde.“

„Nach dem Fingerhut voll Champagner, den du getrunken hast?“ lachte Benno.

Käthe antwortete nicht. Sie sagte im Hotel der Mutter und dem Bruder hastig gute Nacht. Frau von Rochlitz wunderte sich über der Tochter eiskalte Lippen und Hände, als sie ihr den Kuß zurückgab.

„Du siehst aus, wie ein Gespenst, Käthe. Schlaf nur ordentlich aus. Morgen mußt du frisch und vergnügt sein.“

„Ja, morgen muß ich vergnügt sein“, wiederholte Käthe tonlos.“

8.

Am anderen Morgen erschien Käthe viel später wie Mutter und Bruder am Kaffeetisch.

„Ausgeschlafen?“ fragte Frau von Rochlitz freundlich.

„Käthe sieht verkatert aus“, meinte Benno, „Blasse Wangen — trübe Augen! — O, wie ich den Zustand kenne! Na, ich verdenk dir's nicht, daß du den letzten Abend deiner Freiheit einen Schluck über den Durst getrunken hast.“

„Benno, rede nur nicht solchen Unsinn, wenn Hartung hier ist!“ lachte Frau von Rochlitz. „Was soll der oder gar seine Mutter davon denken?“

„Laß ihn nur, Mama!“ bat Käthe. „Ich höre Bennos Neckereien ganz gern. Das ist so heimatlich — bald neckt mich niemand mehr.“

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000 21jhr. Frn 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm. bei den rasche Heir. mögl., w. s. meld.
L. Schlesinger, Berlin, 18.

Es lag mehr im Ton wie in den Worten selber, daß sie Frau von Rochlitz und Benno eigentümlich ergriffen. Die Mutter wischte sich heimlich die Augen. Benno räusperte sich ein paarmal, ehe er seine Vorschläge betreffs des heutigen Vormittags machte.

„Wir wollen nach Herrenhausen fahren, irgendwo frühstücken und in der Eilenriede bummeln, Reiter und Radler bewundern. Hartung kommt doch erst um drei Uhr.“

„Das ist eine sehr gute Idee, Benno“, lobte Käthe. „Aber tut mir den Gefallen und fahrt ihr beide allein. Ich möchte heute noch einmal ins Marienstift gehen und mich von den Schwestern verabschieden. Wenn es dir recht ist, Mama, will ich auch die Oberin bitten, morgen bei meiner Trauung in der Kirche zugegen zu sein und nachher mit uns zu frühstücken. Sie hat mir stets viel Güte bewiesen.“

„Gewiß, Käthe. Aber du kannst ihr das ja schreiben und doch mit uns nach Herrenhausen fahren.“

„Bitte, laß mich, Mama — ich habe Kopfweh. Der weite, einsame Spaziergang wird mir gut tun.“

Benno wollte widersprechen, aber Frau von Rochlitz winkte ihm mit den Augen. Sie wußte schon, man redete Käthe am besten nicht in ihre Ideen hinein. Sie glaubte die Seelenstimmung der Tochter genau zu kennen. Das arme Ding grämte sich halb krank über das Zerwürfnis mit dem Vater und den übrigen Geschwistern. Nun, was an ihr lag, daß sich alles bald wieder ausglich — das sollte gewiß geschehen.

„Wenn's mit der Zeit paßt, gehe ich vom Stift aus auf den Bahnhof und hole Hartung und seine Mutter ab“, fuhr Käthe fort.

Frau von Rochlitz nickte. Ihren anderen Töchtern würde sie so etwas sicher nicht erlaubt haben, aber bei diesem Brautpaar war ja alles anders wie bei anderen Menschen, mochten sich auch noch zuguterletzt über solche kleinen konventionellen Schranken hinwegsetzen.

Käthe verabschiedete sich und ging mit raschen Schritten durch die Straßen. Sie merkte es nicht, daß die Vorübergehenden ihrer hohen, schlanken Gestalt, die so sicher und elastisch auftrat, nachsahen. Manche starrten ihr sogar dreist ins Gesicht, über das der große Federhut einen leichten Schatten warf. Der frische Wind ließ die letzten gelben Blätter der Linden durch die Luft wirbeln.

Käthe lachte wehmütig. Ein altes Märchen fiel ihr ein „vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“. Der unzufriedene kleine Baum wünscht sich „Blätter von lauter Gold, aber auch die bringen ihm kein Glück, sie werden ihm rasch gestohlen und er steht traurig kahl da. „Erfüllte Wünsche — selbstgeschaffene Flüche“, sagt ein altes Sprichwort. Käthe schauerte zusammen. Hastig giel sie weiter.

Ein heimatliches Gefühl überkam sie als sie das große, lang gestreckte Stiftsgebäude vor sich liegen sah. Die Schwester, die sie durch ihr kleines Guckloch erspähte, machte ihr rasch auf. Sie freute sich herzlich, Käthe wieder zu sehen. Die Frau Oberin ist leider ausgegangen, aber sie wolle die Bestellung gern ausrichten und zweifle nicht, daß die Einladung mit Freuden angenommen werden würde.

„Schwester Martha — ich bin ja hier im Stift bekannt. Darf ich noch einmal zum Abschied durch die Zimmer gehen, in denen ich so lange gepflegt habe?“ bat Käthe. „Ich möchte auch gern einigen Armen etwas schenken.“

„Aber gewiß, Schwesterchen — ich darf wohl noch so sagen — gehen Sie, wohin Sie wollen! Jeder wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Käthe zögerte noch. „Haben Sie viele Klassenkranke?“ fragte sie halblaut.

„Es könnten mehr sein. Viele Zimmer sind frei.“

„Ist Nummer vierzehn belegt?“

„Nummer vierzehn?“ Die Schwester holte ein Register

hervor. „Nein, Nummer vierzehn ist nicht besetzt.“

„In dem Zimmer habe ich lange Zeit einen Kranken gepflegt — damals in der Scharlachepidemie. Ich darf es wohl mal ansehen?“

„Gewiß, gehen Sie nur überall hin.“

Käthe stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf. Ihr Herz klopfte laut. Leise drückte sie die Tür von Nummer vierzehn auf. Es sah unwohlich aus in dem unbenutzten Raum. Die Stühle zusammengeschoben, das Bett zugedeckt — obgleich peinlich sauber wie immer, machte alles einen öden, verlassenem Eindruck. Beide Fenster standen offen. Der Wind wehte die weißen Mullgardinen bald hinaus, bald hinein ins Zimmer. Von dem Kasernenhof her hörte man Pferdegetrappel, laute Kommandos befehlender Stimmen. An jedem Fleck, an jedem Möbel hingen Erinnerungen. Käthe strich die Kissen des Bettes glatt, wie wenn der schwer Leidende noch wie einst darin läge.

Vom Turm schlug es zwei Uhr. Sie erschrak. Mit einem Seufzer wandte sie sich ab und ging zur Tür hinaus.

Schwester Ida, abgearbeitet und in Eile wie immer, begrüßte sie sehr herzlich. Sie hatte freilich nur wenige Minuten übrig. „Gott segne Sie, Schwesterchen!“ sagte sie gerührt beim Abschied. „Möchten Sie ein reiches Glück finden?“

Käthe dankte fast unhörbar. Ihre Lippen zuckten.

Nun war sie durch das ganze Haus gegangen. Die Oberin war immer noch nicht zurück. Ihre Zeit lief ab, sie mußte den Rückweg antreten.

Als sie zur Haustür hinausgehen wollte, prallte sie fast mit einem Offizier zusammen, der im Begriff stand, die Klingel zu ziehen. Es war der Leutnant von Retzow.

Käthe sah ihn eine Sekunde hoffnungslos an. Sie wußte nicht, ob es Einbildung oder Wahrheit sei, daß er plötzlich vor ihr stand. Ihre Gedanken hatten sich so lebhaft mit ihm beschäftigt, daß sie eine Traumgestalt vor sich zu sehen meinte.

Retzow faßte sich zuerst. Er ließ die Klingel los und streckte Käthe die Hand hin. „Ich irre mich also nicht. Gestern Abend war ich meiner Sache nicht ganz sicher. Die Toilette verändert doch sehr — trotzdem wußte ich es, Sie waren es, meine gütige Pflegerin, die mir damals entschwand, ohne daß ich ihr danken durfte.“

Käthe stieg die Stufen herab. Sie wandte sich links und betrat den Anstaltsgarten. Retzow blieb an ihrer Seite.

„Warum verließen Sie mich damals so rasch? Ich weiß noch nicht einmal, wie ich Sie nennen darf. — Sie waren verlobt, sind vielleicht jetzt schon verheiratet?“ fragte er.

Dem ruhigen Ton der Worte hörte man die atemlose Spannung nicht an, mit der er ihre Antwort erwartete.

„Nein.“ Es schien Käthe unmöglich, mehr wie diese eine Silbe hervorzubringen.

Sein Gesicht leuchtete auf. „Und darf ich jetzt erfahren, wem ich meine Gesundheit, mein Leben verdanke?“

„Ihrer guten Natur und Gottes Güte, Herr von Retzow.“ Stürmisches Herzklopfen ersticke fast ihre Stimme.

„Wollen Sie mir immer entschlüpfen? Wissen Sie, daß ich mich eben bei der Oberin melden lassen wollte, nur um endlich ihren Namen zu erfahren?“

„Mein Name? Was kann Ihnen daran liegen, den zu wissen? Es ist übrigens durchaus kein Geheimnis. Ich heiße Käthe von Rochlitz.“

„Käthe von Rochlitz!“ wiederholte er langsam. „Haben Sie mich gestern nicht erkannt, oder wollten Sie mich nicht kennen?“

„Ich habe Sie erkannt, Herr von Retzow, und mich an Ihrem Glücke gefreut. Sie sind auf der Hochzeitsreise mit Ihrer jungen Frau hier?“

„Auf der Hochzeitsreise? Ich? Mit meiner jungen Frau?“ Er sah sie maßlos erstaunt an. „Ich bin ja gar nicht verheiratet.“

„Sie sind nicht verheiratet.“ Käthe blieb stehen. Ihre Augen hefteten sich auf sein Gesicht. „Sie waren doch damals verlobt, als ich Sie pflegte? Sie bekamen täglich Briefe, erwarteten die Post mit zitternder Ungeduld — und einmal fiel eine Photographie hin, das reizende Bild eines

Deutsche
Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u. Thee-Handlung
Caixa postal 240 — **Rua Direita N. 55 B** — S. PAULO

blonden Mädchens — das Original war gestern mit Ihnen im Restaurant. Ich sah damals die Photographie. Einer Ihrer Kameraden hob sie auf und fragte, wer es sei. Da antworteten Sie: „Meine kleine Braut.“ Sie sprach so schnell, daß Retzow kaum folgen konnte.

Ein leises Lächeln flog um Retzows Mund. „Das wird alles so gewesen sein. Margarete Holstein ist meine Cousine, und im Scherz nannte man sie in der Familie, da sie viel in unserem Hause verkehrte und immer fast unzertrennlich von mir war, meine kleine Braut, obwohl vom Heiraten zwischen uns nie die Rede war. Sie ist mir lieb wie eine Schwester, aber auch nur wie eine solche. Damals war sie mit ihrem jetzigen Mann, dem Grafen Rex, verlobt. Ihre Hochzeit sollte aber meines Unfalles wegen aufgeschoben werden. Die Briefe erwartete ich mit Ungeduld, weil meine Mutter damals in Italien sehr leidend war und ihre Schwere meines Sturzes verborgen bleiben sollet. Ich fürchtete immer, ein unglücklicher Zufall könnte die Wahrheit an den Tag bringen. Das hat also alles eine sehr einfache Lösung. Warum haben Sie mich damals nicht gefragt, ob ich verlobt sei, Fräulein von Rochlitz?“

„Was ging's mich an?“ Käthes Stimme klang rau.

„Ich hätte Ihnen wahrscheinlich von selber alles erzählt“, fuhr Retzow fort, „aber da — da sprachen Sie mir von Ihrer Verlobung mit einem Arzt, einer Verlobung, die Sie durchsetzen wollten. Oder haben Sie es vergessen, daß Sie mir das sagten?“

„Ich habe nichts vergessen, Herr v. Retzow.“

„Diese kühle Ruhe, mit der Sie mir das auseinandersetzen, verletzte mich etwas, denn ich — doch davon später. Am anderen Tage waren sie verschwunden — ich sah Sie nicht mehr. War das recht von Ihnen?“

„Sie waren fast gesund. Auf mich warteten andere Pflichten. Schwere Kranken bedurften meiner.“

Er trat einen Schritt näher zu ihr heran. „Käthe, war das recht?“ wiederholte er dringend. „Was die Schwester für Pflichten hatte, geht mich nichts an, aber hatten Sie keine Pflichten gegen mich — keine gegen sich selber?“

Sie preßte die Hände gegen die Schläfen. „Herr von Retzow, ich — ich hielt Sie für verlobt.“

„Das war ein Irrtum.“

„Ja, es war ein Irrtum — alles war ein Irrtum!“ wiederholte sie dumpf. Sie sah ihn mit verzweifelten Blicken an.

„Ich bin noch verlobt, Herr von Retzow.“

„Wirklich?“ Er kaute unmutig an seinem Schnurrbart. „Und Sie haben auch nicht die Absicht, diese — diese Voreiligkeit rückgängig zu machen?“

Käthe blieb stehen. Der aufräuschende Wind legte ihr das Kleid in engen Falten um die schlanke Gestalt. Sie tastete nach einem dünnen Birkenstamm, neben dem sie stand, wie um Halt zu gewinnen. „Nein — ich kann nichts rückgängig machen. Mein Bräutigam kommt heute. Morgen früh ist unsere Hochzeit.“

Sie sah ihn nicht an und wußte doch, daß seine Blicke durchdringend auf ihr lagen.

„Morgen schon? Ja, dann freilich —“ sagte er endlich langsam.

„Ja — morgen. Und ich habe mich mit meiner ganzen Familie verfeindet, um diese Heirat durchzusetzen — und er — er liebt mich — er ist so glücklich.“ Ein tränenloses Schluchzen schüttelte sie plötzlich wie ein Krampf.

„Käthe“, sagte Retzow mit verhaltener Leidenschaft, „noch ist es Zeit!“

„Nein, es ist zu spät — viel zu spät!“ Sie preßte die Hände ineinander in ihrem Uebermaß von Schmerz. „Leben Sie wohl, Herr von Retzow. Ich muß fort. Ich — ich will

allein sein — ich kann nicht mehr.“

Sie wandte sich um und lief dem Ausgang des Gartens zu.

„Käthe — Käthe!“ tönte ihr sein halberstickter Ruf nach.

Sie legte die Hände über die Ohren, um nichts mehr zu hören.

Am Ausgang des Gartens hielt eine Droschke. In ihrer halben Besinnungslosigkeit stieg sie ein.

Käthe raffte sich gewaltsam zusammen. „Nach dem Bahnhof! befahi sie kurz. Sie sah nach ihrer Uhr. Der Zug aus Dortmund mußte in einer halben Stunde einlaufen, sie konnte gerade noch zurechtkommen.“

Sie wußte nicht, was sie tun, was sie ihrem Bräutigam sagen, ob sie ihn anflehen sollte, sie freizugeben — jetzt im letzten Augenblick. Aus welchem Grunde — nach all den Kämpfen. Sie drückte die gefalteten Hände an die Stirn. Das Blut hämmerte in ihren Schläfen. „Was wird aus mir? Wohin treibe ich?“ dachte sie verzweifelt. Heiße Schamröte stieg in ihr Gesicht. Aber durch alle Scham, allen Kummer hindurch jauchzte es in ihr: „Er liebt mich!“

Sie biß in ihr Taschentuch, um einen Ausbruch krampfhaften Schluchzens zurückzuhalten.

9.

Der Zug lief mit einer geringen Verspätung in die Bahnhofshalle ein. Doktor Hartungs Kopf bog sich zu einem Abteifenster heraus. Er erkannte Käthe sofort und schwenkte mit glücklichem Lachen den Hut.

Das Aussteigen gestaltete sich sehr umständlich. Er mußte seiner alten Mutter helfen, mit vielem Handgepäck beladen, nur mühsam und steif herabkam. Käthe trat schnell herzu und wollte ihr einige Sachen abnehmen, aber Hartung wehrte ihrer Hilfe ab. Die elegante Erscheinung ihrer Schwiegertochter schüchterte die alte Frau Hartung sichtlich ein. Ihr Sohn reichte ihr den Arm, denn in dem Gedränge und Gestoße des Publikums konnte er die kleine, kümmerliche alte Frau leicht verlieren.

Käthe ging wie im Traum neben den beiden Menschen her, die ihr von morgen an die nächsten und liebsten sein sollten, und die sie doch eigentlich so gut wie gar nicht kannte. Denn auch Hartung erschien ihr wie ein Fremder. Was wußte sie eigentlich von diesem Mann außer der Tatsache, daß er ein guter, gewissenhafter Arzt und anständiger Mensch war?

Sie sah mit ihren großen wie in Angst und Schreck erstarrten Augen auf seine gedrungene Gestalt in dem etwas altmodischen Reiseanzug, in sein gutmütiges, von einem rötlichen Vollbart umgebnes Gesicht.

Ein Schauer überlief sie. Ein Gefühl von Abneigung, beinahe Haß gegen ihn stieg in ihr auf.

In der Droschke saß er ihr gegenüber; sein Blick verließ ihr Gesicht nicht. Als die Mutter sich einmal zum Fenster hinausbog, umfaßte er plötzlich Käthes Kopf mit beiden Händen und küßte ihren Mund.

„Endlich — endlich haben wir uns wieder!“ sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme. „Wie soll ich dir danken für alles, was du aufgibst! Wie mutig hast du für unsere Liebe gekämpft!“

Zum Glück fragte die alte Frau Hartung, indem sie mit ihrem in Zwirnhandschuhen steckenden Finger zum Fenster hinausdeutete, nach jeder Straße, jedem größeren Gebäude, das ihr auffiel, so daß Käthe einer Antwort auf Hartungs liebevolle Anrede überhoben wurde.

„Ich bin nie von Rügen fortgewesen“, erzählte die alte Frau. „Noch niemals in einer so großen Stadt. Ich weiß noch gar nicht, wie ich mich in Dortmund zurecht finden werde ohne meinen guten Mann und mein kleines Haus.“ Ihre Stimme zitterte ein wenig. Das runzlige Gesicht mit dem dünnen, graublonden, glatt gescheitelten Haar trug einen sorgenvollen, ein wenig bedrückten Ausdruck. „Das Gesicht schreibt sich selbst eine Geschichte“ — hier erzählte es von einem Leben in der Enge, von kleinen Sorgen und Nöten, wenigen Alltagsfreuden, kleinlichem Denken und Handeln.

„Du kommst ja zu uns, Mutter — zu deiner Tochter und deinem Sohn!“ tröstete Hartung. „Wir nehmen dir jetzt alles ab. — Nicht wahr, Käthe?“

Die alte Frau sah schüchtern auf Käthes vornehme Gestalt.

„Das hätt' ich nie gedacht, daß ich noch einmal eine solche Schwiegertochter bekommen würde,“ meinte sie beklommen.

Käthe runzelte die feinen schwarzen Brauen. Das Benehmen der alten Frau peinigte sie. Es kam ihr unterwürfig, beinahe kriechend, jedenfalls höchst unsympathisch vor.

Die alte Frau mochte unwillkürlich die Abneigung, die sie einflößte, empfinden. Sie wurde still und sagte nichts mehr.

„Wir wohnen diese Nacht auch in eurem Hotel, Käthe“, bemerkte Hartung. „Morgen zieht Mutter zu einer Jugendfreundin.“

Frau Hartung erschien das Thema zu wichtig — das konnte sie nicht mit Schweigen übergehen.

„Jawohl, Marie Schmidt ist meine Schulfreundin. Sogar Nachbarskinder waren wir. Mein Vater hatte einen Buchbinderladen und ihre Eltern ein Porzellangeschäft. Du lieber Gott, die alten Leute sind nun schon lange tot! Das heißt, die alte Frau lebt noch — es war aber die zweite Frau. Der Marie ihre Mutter starb im Kindbett und — was sagst du, Ernst?“

„Nichts, Mutter. Ich glaube nur, Käthe wird das alles nicht interessieren; sie kennt Schmidts ja gar nicht.“ Frau Hartung schwieg eingeschüchtert still. Dann suchte sie unruhig in ihrer Reisetasche nach der Börse. Endlich kam ein abgeschabtes Ledertäschchen zum Vorschein, in dem sie umständlich die Zehnpfennigstücke zusammensuchte, ein in Papier gewickeltes Goldstück mit der anderen Hand ängstlich festhaltend.

„Laß doch, Mutter, ich bezahle schon!“ Hartung war längst mit dem Kutscher fertig, während die Mutter immer noch mit dem Geld herumfingerte.

„Aber du kannst doch nicht alles bezahlen!“ wandte sie halblaut ein. „Das Billet hast du auch schon genommen — das kommt dir doch zu teuer!“

Käthe ging ihnen voran die Treppe hinauf. Es würgte sie etwas in der Kehle. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie erstickten.

„Dürfen wir nachher deiner Mutter Besuch machen?“ fragte Hartung. „Und werde ich dich denn auch einmal allein sprechen können, Käthe?“

„Gewiß. Wir essen erst zusammen und dann — dann werden wir allein sein“, antwortete sie nun rasch.

Das Mittagessen, das ihnen in einem besonderen Zimmer, nicht in dem gemeinschaftlichen großen Speisesaal des Hotels, serviert wurde, ging besser vorüber, wie man erwarten konnte.

Frau Hartung, die, sehr befangen, mit etwas altmodischen Knicksen hereintrat, taute unter Frau von Rochlitz' wohlthuender Freundlichkeit förmlich auf. Sie erzählte langatmige Krankheitsgeschichten von ihrem seligen Mann, rühmte ihren Ernst, der immer so gut gelernt und ihnen nie Sorge gemacht habe, und unterhielt sich also ausgezeichnet.

Benno bewahrte bewunderungswürdig seine Fassung. Vielleicht dankte man das mehr Käthes ernstem Gesicht, wie den Bitten seiner Mutter. Aber trotzdem atmete Frau von Rochlitz erleichtert auf, als das Essen überstanden war und sie sich zurückziehen konnte.

Frau Hartung mußte ihr versäumtes Nachmittagsschlafchen nachholen und Benno wollte einige Bekannte besuchen.

Das Brautpaar blieb allein. Käthe fing sofort an, nach dem Krankenhaus und Hartungs Tätigkeit dort zu fragen. Aber dieser verspürte heute keine Lust, Krankheitsberichte zu machen. Er setzte sich neben seine Braut und nahm ihre beiden Hände in die seinen. Ihr wurde befangen unter seinen innigen Blick.

„Käthe, heute kann ich nicht an Kranke und an meinen Beruf denken“, sagte er. „Heute laß mich glücklich sein.“

Wir haben uns so selten in diesen langen Jahren schreiben können, das müssen wir also alles nachholen. Sag mir, ob du auch glücklich — so recht von Herzen glücklich bist? Du kommst mir so still und bedrückt vor.“

Er legte den Arm um ihre Schultern und versuchte sie an sich zu ziehen. Käthe leistete zwar gerade keinen Widerstand, aber sie blieb steif aufrecht sitzen; ihr war augenscheinlich höchst unbehaglich zu Mute.

„Ich bin natürlich traurig über die Zerwürfnis mit meinem Vater“, wich sie endlich seinen wiederholten Fragen aus.

„Ja, liebe treue Käthe — du bist mein mutiges Mädchen!“ Hartung trat Tränen der Rührung in die Augen über Käthes Ausdauer. „Gewiß bist du auch als Lehrschwester in dem Marienstift überangestrengt worden. Jetzt verordne ich dir erst eine lange Ruhe.“

„Ruhe? Ich will dir doch in deinem Beruf beistehen!“

„Du hilfst mir am besten durch deine Liebe. Die macht mich so froh, daß mir jede Kur glücken muß. Selbstvertrauen, inneres Gleichgewicht sind bei uns Aerzten die Hauptbedingungen zum Erfolg.“

„Ja, das ist gewiß richtig. Bei der Krankenpflege ist das auch so“, gab Käthe zu.

Sie schwieg eine Weile, während er sie entzückt betrachtete, ihre Haare streichelte oder ihre Hände küßte.

„Ernst!“ sagte sie plötzlich. Ihre Augen sahen ihn voll an. Sein Gesicht wurde ganz hell, als sie ihn zum erstenmale mit seinem Vornamen anredete. „Ich will dich etwas fragen. Sag mir aber die Wahrheit!“

„Das werde ich immer tun, Käthe.“

„Wenn ich mich damals — vor einem Jahr — meinem Vater gefügt hätte, würdest du mich vergessen haben?“

„Vergessen? Wohl nie, Käthe. Ich hätte mir aber gesagt: Das wär ein Glück gewesen — zu groß, zu schön, um dir passieren zu können. Du mußt dich bescheiden. Such in der Arbeit Trost.“

„Und den hättest du gefunden?“

„Ich hoffe.“

„Und jetzt?“

Ihr Atem ging rasch. Sie legte ihre schlanken, heißen Finger, in denen jeder Puls fieberte, auf seine etwas kurze, breite, ausgearbeitete Hand, deren Haut durch den vielen Karbolgeruch stets rau und rissig aussah.

„Und jetzt?“ fragte er erstaunt. „Was willst du damit sagen?“

„Ich meine, wenn jetzt noch ein Hindernis einträte, das uns trennt, das unsere Heirat unmöglich machte — was würdest du dann empfinden?“

„Was sollte uns jetzt noch trennen? Wer und was könnte zwischen uns treten? Sind wir nicht heute schon eins — einen Tag vor unserer Hochzeit?“

„Ja — ja. Ich setze nur den Fall.“

„Den kann und mach ich nicht ausdenken.“

„Bitte, tue es?“ drängte Käthe heftig. „Wärst du sehr verzweifelt? Würdest du es nie verwinden?“

„Ich glaube nicht, mir wär es, als ob die ganze Welt dann dunkel und leer wäre — ohne Freude, ohne Hoffnung! — Nein, Käthe, so grausam ist der Himmel nicht — auch kein Mensch, mir jetzt mein Glück noch zu entreißen. Wie kommst du nur auf diese schreckliche Idee?“

„Ich weiß es nicht“, murmelte sie, sich abwendend. „Es war nur ein Einfall.“

„Du wolltest mich wohl auf eine Probe stellen, Käthe? O, meine Liebe hält viel aus — alles. Nur verlange nicht, daß ich den Gedanken fassen soll, dich jetzt wieder aufzugeben.“

Sie zwang sich ein Lächeln ab.

„Es ist gut, daß wir die ersten vierzehn Tage allein sein werden“, meinte Hartung vergnügt. „Meine gute alte Mutter wird uns ja auch später gewiß nicht stören, aber zuerst ist es doch besser, wir zwei sind ganz für uns. Nicht wahr, mein Lieb?“

„Gewiß.“ Sie zog ihre rote Unterlippe durch die Zähne.

„Und Käthe“ — Hartung stockte ein bißchen — „was ich dich noch bitten wollte — hab Geduld mit der alten



Es ist bekannt, daß alle Deutsche bei längerem Aufenthalt im Ausland ein wahrer Heißhunger nach deutschen Gemüsen befällt, für die die köstlichsten fremden Bodenerzeugnisse keinen Ersatz zu bieten vermögen. Ihnen kann nicht dringend genug geraten werden, sich durch eine Hamburger Export-Firma eine Sendung Dörrgemüse von C. H. Knorr in Heilbronn a/Neckar kommen zu lassen, die neben ihren weltberühmten Suppentafeln, Erbsenwürsten und dergl. speziell für den Export nach den Tropen bestimmte, durchaus haltbare Dörrgemüse in allen Sorten herstellt. Die Knorr'schen Präparate sind überall von geradezu unschätzbarem Nutzen.

Frau! Sie ist in anderen Verhältnissen groß geworden wie du, sie sieht vieles anders an, ist wohl auch einmal wunderbar, wie alte Leute eben sind, aber sie ist und bleibt eben doch meine Mutter, meine gute alte Mutter. Versuch es, freundlich zu ihr zu sein — es wird schon gehen.“

„War ich unfreundlich?“ fragte Käthe ein wenig beschämt und ärgerlich zugleich.

„Unfreundlich vielleicht nicht, aber so fremd und unnahbar.“

„Ich sehe sie ja heute zum erstenmale.“

„Freilich. Aber sie ist nun doch auch deine Mutter.“

„Meine Mutter!“ Käthe warf den Kopf in den Nacken, ihre Nasenflügel vibrierten.

Hartung sah ihr eine Minute fest ins Auge. „Ja, deine Mutter, Käthe — deine und meine.“

Ihr schmaler Fuß klopfte ein immer schnelleres Marschtempo auf dem roten Teppich.

„Hab ich nicht recht?“ fragte er. Er sah sie freundlich an.

„Von deinem Standpunkt aus — ja!“ gab sie zu.

„In Zukunft haben wir hoffentlich immer nur einen Standpunkt, von dem aus wir alles gemeinsam beurteilen.“ Er küßte ihre Hand. „Du wirst das schon einsehen. — Nun wollen wir aber mal die Wohnungsfrage bereden. Die Möbel hast du mit deiner Mutter schon besorgt?“

„Ja, es ist alles besorgt.“ Käthe starrte aus dem Fenster nach den Lindenbäumen der Straße, deren kahles Geäst sich wie feine graue Federn gegen den mattblauen durchsichtigen Herbsthimmel abhob.

„Beschreib es mir ein wenig“, bat Hartung.

„Du wirst es ja bald sehen. Es ist alles sehr alltäglich. Solide Eichenmöbel, bunte Plüschbezüge, die halten am besten.“

„Ich werde mir sehr großartig in dieser Pracht vorkommen.“

„Es ist gar nicht großartig. Wir haben das zur Verfügung stehende Geld nicht einmal verbraucht. Wenn du dir noch einen Operationstisch oder Instrumente anschaffen willst — es ist noch genug da.“

„Was du für eine prächtige Doktorsfrau sein wirst, Käthe! Nein, vorläufig brauche ich nichts — ich habe alles. Aber es ist angenehm, daß ein Sparpfennig übrig geblieben ist. — Uebrigens — was ist eigentlich aus deinem kleinen Schützling in Lukow geworden? Du wolltest den Jungen ja gern zu dir nehmen. Unser eines Dienstmädchen wird genug mit der Hanshaltung zu tun haben. Der Junge könnte während der

Sprechstunden die Patienten empfangen und —“

„Nein, zum Türsteher oder Stiefelputzer ist mir Heinerle zu lieb!“ entgegnete Käthe herb. „Das Kind, das ich als meinen Sohn erziehen wollte, soll in meinem Hause nicht erniedrigt werden. Da bleibt er schon besser beim Rektor in Lukow.“

„Wie du willst. Ich dachte nur, du wolltest den Jungen durchaus wieder haben. Mir ist es natürlich auch am liebsten, wenn er bleibt, wo er ist.“

„Warum?“

„Weil du mir dann ganz ungeteilt gehörst.“ Er zog sie in seine Arme.

Sie ließ sich widerstandslos küssen, nur die Hände preßte sie fest ineinander.

Diese Seite ihres neuen Lebens, ihr persönliches, eheliches Verhältnis zu Hartung, hatte sie bisher nie wirklich in Erwägung gezogen. Es war für sie nur das Mittel, um ihren Zweck, ein nützliches Leben zu führen, zu erreichen. Jetzt schien die bisher nie bedachte Seite ihrer Zukunft die Hauptsache werden zu sollen. Sie fühlte, wie ihre Stirn sich mit kaltem Schweiß bedeckte. Wenn Retzow ihr jetzt durch irgend einen Zufall noch einmal in den Weg gekommen wäre, sie würde sich ohne weiteres in seine Arme geworfen und gefleht haben: „Rette mich — ich liebe dich — dich nur allein! Ich sterbe vor Angst und Grauen in dem Gedanken, einem anderen gehören zu sollen!“ Warum war sie heute von ihm gegangen, ohne sich völlig mit ihm auszusprechen? Warum reiste sie nicht heimlich nach Lukow ab, warf sich ihrem Vater zu Füßen, gestand ihm alles, ihre Liebe, ihre Not und ihre Ratlosigkeit? Er würde ihr geholfen haben. — War es jetzt schon zu spät dazu? Wenn nicht ein Wunder geschah und sie rettete, ja — dann war es zu spät. Unaufhaltsam trieb sie ihrem Verhältnis zu.

Frau von Rochlitz, die bald darauf mit einer rotgeschlafenen Backe, auf der sie das Kissenmuster deutlich abzeichnete, hereinkam, freute sich, das Brautpaar, wie es sich gehörte, Hand in Hand, auf dem kleinen Ecksofa sitzen zu sehn. Hartung strahlend glücklich, Käthe still, aber augenscheinlich zufrieden.

Arme Käthe! Niemand ahnte, mit welchen verzweifelten Gedanken und Entschlüssen sie rang.

Der Abend verging unter allgemeinen Gesprächen. Hartung hätte Käthe noch länger gern allein für sich gehabt, aber sie fand es unfreundlich, die beiden Mütter und Benno den ganzen Abend sich selbst zu überlassen.

Der gutmütige Doktor stimmte ihr bei.

„Mutti, das war ein Liebesdienst!“ meinte Benno, als Hartung sich zurückgezogen hatte. „Der Doktor ist ja wirklich ein ganz braver Mann, aber das Geklöne von der Alten, der ganze Familienmuff, der sie umgibt — herrjeh, wie will die Käthe das aushalten?“

Diese drehte sich auf der Schwelle der Türe, die zu ihrem Schlafzimmer führte, noch einmal um. Sie sah dem Bruder starr ins Gesicht. Dann stürzte sie plötzlich zu ihrer Mutter hin, kniete vor ihr nieder und vergrub den Kopf in ihrem Kleide. „Mutter, hilf mir doch, Mutter — ich sterbe ja dran!“ schluchzte sie leidenschaftlich auf.

„Was hast du denn nur, Kind?“ Frau von Rochlitz streichelte den hübschen dunklen Kopf, der in ihrem Schoß lag. Sie sah Benno ratlos an: „Was hat sie nur?“

„Die alte ist sehr auf die Nerven gefallen“, meinte der trocken. — „Käthe, so gottesjämmerlich brauchst du deshalb nicht zu heulen. Versuch's nur, sie bald mit guter Manier los zu werden — dann bist du mit deinem Doktor allein. Soll ich's ihm sagen?“

Käthe schüttelte heftig den Kopf. „Das ist es nicht — das ist mir ganz egal!“ stieß sie endlich kaum verständlich hervor.

Ueber Frau von Rochlitz kam eine Erleuchtung.

„Käthe, mein armes kleines Mädel, du weinst so, weil der Papa morgen nicht dabei ist? Ja, Herzenskind — sei nur ruhig, das wird schon wieder gut. Glaub es mir — ich lass' nicht nach mit Bitten. Und sehr bald kommst du mit deinem Mann nach Lukow — sollst mal sehen, dann sind alle

Caixa Mutua de Pensões Vitalicias

Beste Unterstützungskasse in Brasilien
Depot von 200:000\$000 als Garantie
beim Bundesschatz

Hauptsitz || **Filiale**
 Travessa da Sé (Eig.Gebäude) || Rua José Mauricio 115 sobr.
São Paulo || **Rio de Janeiro**

530 Korrespondenten verteilt über alle Staaten Brasiliens

Gezeichnetes Kapital 16,225:700\$000

Immobilien-Fonds 2459:400\$000

Eingetragene Mitglieder bis zum 19. dieses Monats 56 854

Pensionen:

ABTEILUNG A	ABTEILUNG B.
Monatliche Einzahlungen von 1\$500 während 20 Jahre geben das Recht auf eine lebenslängliche Pension	Durch monatliche Einzahlungen von 5\$000 erwirbt man das Recht auf eine lebenslängliche Pension nach 10 Jahren
Statuten etc werden auf Verlangen gratis abgegeben.	

(Geschwister da, auch Sponecks mit ihren Kleinen, und alle werden gut und freundlich zu Euch sein. Ich sorg' dafür.“

Käthe richtete sich langsam auf. Sie unterdrückte gewaltsam ihr Weinen. Ein trauriges Lächeln umspielte ihren Mund. Wie wenig Mutter und Bruder sie verstanden! Freilich — wie sollten sie auch!

„Sorg dich nicht, Mama“, sagte sie endlich. „Verzeih mir alles, Mutti — ich bin ja so unglücklich.“

Frau von Rochlitz küßte und streichelte die Tochter. Nichts brachte sie von ihrer Idee ab, Käthe weine wegen des Zornes des Vaters.

„Ich telegraphiere ihm morgen früh, daß er ein Lebenszeichen von sich gibt. Er verdirbt dem armen Ding sonst die ganze Hochzeit“, sagte sie zu Benno, als sie mit ihm allein war.

„Hm —“ meinte Benno nachdenklich. „Weißt du wie mir Käthe heut' abend vorkam? Wie solch armes, verhetztes Tier, das sich in einer Schlinge gefangen hat und vergebens um sich schlägt, um frei zu werden.“

„Unsinn, Benno! Sie liebt den Doktor.“

„Na“, meinte Benno vieldeutig, „mir kommt das ein bißchen sehr merkwürdig vor.“

Käthe streckte in ihrem einsamen Zimmer ihre beiden Hände gen Himmel. „Ein Wunder“, stöhnte sie mit gebrochener Stimme, „nur ein Wunder kann mich jetzt noch retten!“

Aber kein Wunder geschah.

Um 2 Uhr wurde Käthe mit Doktor Hartung in der Schloßkirche getraut und fuhr einige Stunden später mit ihm ihrer neuen Heimat zu.

10.

Käthe ließ mit einem tiefen Seufzer den gelblichen Tüllstore wieder über ihre Fenster fallen. Sie liebte eigentlich die verhüllenden Vorhänge nicht, denn Sonne und Licht sollten ungehindert in ihr Zimmer kommen, aber hier konnte man wirklich nur hinter dem Schutz undurchdringlicher Gardinen existieren, sonst gafften die Nachbarn der engen Straße gar zu dreist herein.

Und was sah sie selbst auch hier? Nichts wie graue Mauern, eine schmutzige Straße, auf der Lastwagen raselten, Kinder lärmten, Ausrufer schrien und abends die Fabriksarbeiter wüste Lieder sangen.

Die schöne Pönixpalme in dem japanischen Kübel, die möglichst ins Helle gerückt, am Fenster stand, senkte auch schon lebensmüde ihre federartigen Blattwedel. Die gelben Spitzen daran wurden täglich länger. Wie sollten auch Pflanzen in diesem nach Norden gelegenen Zimmer ohne Licht und Sonne gedeihen?

Käthe schnitzelte die gelben Spitzen der Palme mit ein'r Schere ab. Das Welken der schönen Pflanze, die ihr die Mutter nebst anderen Sachen aus Luckow bald nach der Hochzeit geschickt hatte, betrübte sie sehr. Eine ganze Zeit hatte die Palme ihren ungeeigneten Standort, den Man-

gel an Luft und Licht ertragen, aber jetzt schien sie hoffnungslos welken zu wollen.

Mit im Schoß zusammengelegten Händen saß Käthe in ihrem Stuhl. Ihr Arbeitskorb stand vor ihr, aber sie mochte nicht näher. Sie bog den Kopf gegen die steife Lehne zurück und schloß die Augen. Wenn sie vom Zimmer nebenan, das ihre Schwiegermutter bewohnte, Tellerklappern, das Hüstel und Herumgehen der alten Frau hörte, zogen sich ihre feinen Brauen ungeduldig, wie in körperlichem Schmerz zusammen. Nun kam sie bald wieder heran, die entsetzliche Stunde um 5 Uhr, in der sie und ihr Mann den Kaffee im Zimmer der alten Frau trinken mußten. Käthe haßte förmlich den mit einer buntgeblühten Serviette belegten Tisch, die goldgeränderten Prunktassen aus dem Glasschrank, der noch mehr solche Raritäten barg, die dicke Kaffeekanne mit der entsetzlichen braun und grün gestrickten Wollmütze darüber, die den Kaffee warm halten sollte, wenn, was freilich oft geschah, der Doktor sich in seiner Sprechstunde verspätete. Käthe kämpfte in ihrem reizbaren Zustand immer mit Uebelkeit, wenn sie den Kaffeewärmer, den lackierten Brotkorb, die Glaszuckerdose sah. Dazu das Nötigen der alten Frau, das Jammern über die kleinen Semmeln, die teuren Butterpreise, die schon wieder einen Groschen aufgeschlagen waren.

Und an diese schreckliche Kaffeestunde schloß sich ein langer, endloser Abend, an dem sie mit der Schwiegermutter zusammensaß, die stets den Knäuel ihrer Strickerei fallen ließ, ihr gebrauchtes Taschentuch mit Vorliebe neben sich auf den Tisch legte und Käthes Geduld auf entsetzlich harte Proben stellte durch ihr Klatschen über alle Nachbarn der Straße.

Dabei war die alte Frau so gutnützig, rührend bescheiden, immer besorgt, den Kindern nicht zur Last zu sein. Alles, womit sie ihre Umgebung peinigte, beging sie völlig ahnungslos.

„Wär' sie boshaft und dabei gut erzogen, es wäre mir nicht halb so schwer zu ertragen!“ dachte Käthe oft verzweifelt, wenn die alte Frau beim Mittagessen mit ihrem Messer in das Salzfaß fuhr oder von der Butter damit nahm, oft auch ein halb durchbrochenes Zuckerstück wieder in die Zuckerdose zurückwarf.

Zuerst versuchte Käthe das schreckliche Kaffeetrinken um fünf Uhr abzuschaffen. Aber der Doktor war mittag so eilig, daß er lieber erst, wenn er vom Krankenhause zurück kam, und seine Sprechstunde erledigt hatte, seinen Kaffee in Ruhe trank; und die alte Frau beglückte es, wenigstens bei dieser kleinen Mahlzeit die Wirtin, statt wie sonst bei allen anderen Gelegenheiten Gast der Kinder zu sein, so daß Käthe sich endlich in ihr Schicksal ergab.

Ja, vieles hatte sie aufgeben müssen — alles gestaltete sich anders, wie sie es dachte, als sie damals vor nun anderthalb Jahren in der Schloßkirche zu Hannover ihre widerstrebende Hand in Hartungs zitternde Finger legte!

Käthe sprang von ihrem Stuhl auf und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. Eine heiße Röte stieg in ihre Stirn, wenn sie sich die erste Zeit ihrer Ehe ins Gedächtnis zurückrief — die wilde, trotzigte Verzweiflung, mit der sie Hartungs Liebe abwehrte, und seine rührende Geduld mit der er trotz ihrer leidenschaftlichen Abwehr alles ertrug, bis sie schließlich, halb gezwungen, halb abgestumpft, sich in ihr Schicksal, seine Frau zu sein, ergab.

(Fortsetzung folgt.)

Festschmuck. Emil Schulze kommt aus der Schule und ruft schon von weitem seiner Mutter zu: „Mutta, Mutta — morjen sollen wer mit reine Nägels nach die Schule kommen, es is Kaisers Jeburtsdach!“

Verdächtig. „Du sagst, daß sie nicht mehr Redaktaktemin an der Frauezeitung ist?“

„Nein. Sie schrieb so viele Artikel, wie man den Hul vom letzten Jahre ändern könne, daß sie bei den Leserinnen in den Verdacht geriet, sie sei ein Mann.“